

1 John M. Steiner – Biographie und Forschung

1.1 Drei eindringliche Erfahrungsberichte

Zu John Steiners Biographie gehören zentral die Berichte über seine extremen Erfahrungen im Zwangsarbeitslager Blechhammer beim KZ Auschwitz-Birkenau und bei der Überführung über Reichenbach in das KZ Dachau.

1. Einleitung
2. Sklavenarbeit in Blechhammer (Slave Laborer at the Blechhammer Ehrenforst Synfuel Plant).
3. Todesmarch nach Reichenbach (On a Death March from Blechhammer to Reichenbach).
4. Im Viehwaggon nach Dachau (In a Cattle Wagon to Dachau).

Die drei Berichte werden eingeleitet, indem Steiner von seinem Besuch bei Albert Speer in Heidelberg im Jahr 1975 berichtet. Der ehemalige Rüstungsorganisator war ab 1942 *Reichsminister für Bewaffnung und Munition*. Er wurde im Nürnberger Prozess als Kriegsverbrecher zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt, 1965 aus dem alliierten Gefängnis in Berlin-Spandau entlassen und starb 1981. Durch diesen gemeinsamen Rückblick entsteht eine vielschichtige und paradoxe Verbindung.

Die Einladung zum Kaffee-Trinken bei dem ehemaligen Reichsminister Albert Speer

Am 6. Juni 1975, nach längerer Korrespondenz und vielen Telefonaten, besuchten meine Frau und ich letztendlich Albert Speer, Architekt und ehemaliger Reichsminister für Bewaffnung und Munition, an seinem Wohnsitz in Heidelberg. Ich fuhr dorthin, um ihm unter anderem meine Erfahrungen in dem Sklaven Arbeitslager Blechhammer mitzuteilen, und um besser zu verstehen, weshalb und wie es passieren konnte, dass wir uns in einer solchen Zwangslage befunden hatten. Das Treffen mit Speer wurde mehr als nur ein schlichtes Interview oder ein Meinungsaustausch, es wurde eine Begegnung oder noch besser eine Katharsis unterdrückter Gefühle und Erfahrungen, die miteinander zu teilen, uns beiden ein Bedürfnis war.

Ich erinnere mich besonders an seine Augen. Sie drückten Besorgnis und Furcht aus, die Furcht beschuldigt zu werden, beschimpft, möglicherweise sogar erpresst, oder einem Ausbruch meines Zornes mit einem Bombardement von Beschimpfungen ausgesetzt zu sein. Natürlich geschah nichts davon. Größtenteils war das Treffen bemerkenswert friedlich, wenn auch nicht gerade harmlos. Zuerst

war da ein Ausdruck zivilisierter, dennoch gezielter Feindlichkeit, die schnell verschwand als wir widerwillig Menschlichkeit im jeweils anderen bemerkten, so schwach sie auch sein mochte. Es war genau auf dieser Basis, auf der wir unseren Austausch von Gefühlen, Erfahrungen und Ideen unseres Gesprächs aufbauten. Albert Speer sprach über seinen frühen Entwicklungsprozess und die Herausbildung seines Ehrgeizes, ausgelöst durch die Begegnung mit dem charismatischen Diktator Adolf Hitler.

Während des Gesprächs mit Speer kam ich vor allem zu derselben schrecklichen Erkenntnis wie mein Mitüberlebender Samuel Pisar, nämlich, dass auch ich unter bestimmten Bedingungen und Situationen ein Verfolger hätte werden können. Auch ich hätte durch Ehrgeiz und Machtlust angetrieben werden können. Auch ich hätte anderen schaden können, ihnen furchtbare Sachen antun können, um meine eigenen egoistischen Bedürfnisse zu stillen, ungehemmte, unzivilisierte Triebe durch eine dogmatische, militante und absolutistische Ideologie hervorgerufen. Alles das im Namen eines Mythos oder eines Glaubenssystems, die nicht begründet sind durch irgendwelche Beweise oder Fakten. Tatsächlich war das der Fall in den Lagern, wo Mitgefangene sich gegeneinander stellten, um ihre Überlebenschance zu steigern. In solchen Situationen rechtfertigten sie ihre Gräueltaten und Morde mit Hilfe einer irrationalen Ideologie. Aus dieser ideologischen Perspektive erfolgte die Rationalisierung ihrer Taten, welche sie zu Mittätern ihrer Verfolger werden ließen.

Von Angesicht zu Angesichts mit Albert Speer, fühlte ich mich plötzlich eher beschämt und weniger anschuldig. Ich erzählte ihm meine Erinnerungen an das, was während meines Aufenthalts in Blechhammer, der Fabrik für synthetische Treibstoffe in Oberschlesien, geschehen war, und sagte ihm dann, in einem Moment der Bitterkeit und Wut, dass er tatsächlich mein Boss gewesen war. "Nein, nein", antwortete er, sich verteidigend, "nicht ich, sondern Göring war Ihr Boss."

Ja, tatsächlich, die industrielle, durch Technik verfeinerte Massenvernichtung wurde organisiert, strukturiert und ordentlich aufgeteilt, um so reibungslos wie möglich in Fließband-artigen Dimensionen zu funktionieren. Während der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1947 beging Hermann Göring in seiner Zelle im Spandauer [Nürnberger] Gefängnis bequemerweise Selbstmord, indem er eine Zyanid-Kapsel zerbiss. So, der Technokrat Speer, Rüstungsminister, war nicht verantwortlich für das, was mit mir und meinen Mitgefangenen in dem Arbeitslager in Blechhammer passiert war. Wer war dann verantwortlich? Hitler allein?

Das war offensichtlich nicht möglich. Wir waren uns einig, dass Hitler natürlich der Hauptanstifter gewesen war. Er brauchte jedoch andere, die gewillt waren, seine Befehle auszuführen, sie Realität werden zu lassen. 1941 gab Hitler dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler den verbalen Befehl, den Genozid auszuführen. Andere Nazi-Führer unterstützten ihn in diesem Unterfangen. Während unserer Diskussion verdeutlichte ich Speer, dass alle Mitglieder der Nazi-Machtelite tatsächlich mitverantwortlich waren. Sie befahlen ihren Untergebenen, das

tatsächliche Töten auszuführen. Die organisatorischen Details und administrative Koordination der Endlösung wurde während der sogenannten Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 unter dem Vorsitz von SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich beschlossen.

Bevor wir uns trennten, gab er mir eine Kopie seines Buches, ERINNERUNGEN, mit der handgeschriebenen Widmung: "An Professor John Steiner mit herzlichem Dank für seine unterstützende und stärkende Diskussion. Mit den allerbesten Wünschen, Albert Speer." Nach diesem Ideen- und Erfahrungsaustausch mit Speer fühlte ich mich verpflichtet, meine eigenen Erinnerungen an die Erlebnisse in den Nazi-Todeslagern, die ich 1953 begonnen hatte, zu vervollständigen. Wie werden wir alle uns nach diesem alpträumhaften, kafkaesken Geschehnis, dem Nazi-Holocaust, das nächste Mal verhalten?

Haben wir gelernt, die Herkunft des Holocaust besser zu verstehen und so eine Wiederholung einer solchen Katastrophe zu verhindern? Wie werden wir alle, als verantwortliche Bürger, handeln und das, was wir hoffentlich im Alltag gelernt haben, in unseren menschlichen Beziehungen anwenden, um eine neuerliche Eskalation der Gewalt, die in einen Genozid führt, zu verhindern?

Während der letzten Phase unserer Begegnung fragte ich Albert Speer, ob er dachte, dass es je eine Versöhnung zwischen überlebenden Opfern des Holocaust und der dafür Mitverantwortlichen geben könne. Speers Antwort war ein eindeutiges „nein“. Solch schreckliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit, sagte er, könnten niemals verziehen werden. In mir blieb ein nagender Gedanke – würden wir für immer Feinde sein, sind wir immer noch Feinde der alten Römer? Speer, fürs eine, mit dem ich einen solchen bedeutsamen und konstruktiven Diskurs hatte, war einer der obersten Bürokraten-Täter in der Nazi-Machthierarchie, ein Kriegsverbrecher. Er war verantwortlich gewesen für die Nazi-Kriegsindustrie. In dieser litten tausende unschuldiger Menschen und starben als Sklaven-Arbeiter unter den undenkbar unmenschlichsten und schrecklichsten Umständen. Ich war einer, der überlebt hatte. Ich, mit vielen anderen, muss mit dieser schmerzlichen Frage zurechtkommen: kann es keine Versöhnung geben? Vielleicht, durch ein besseres Verständnis der menschlichen Natur, der *condition humaine*, werden wir hoffentlich erkennen, verstehen, verhindern und vergeben.

Mein Treffen mit Albert Speer endete in überraschender Harmonie. Er sprach über seine erste Verehrung und folglich große Liebe für die junge und schöne Frau, die seine Ehefrau wurde. Er ließ mich einige seiner Briefe und Gedichte lesen, die er für sie verfasst hatte. Er gab mir auch eine Kopie seines Tagebuches zum Lesen. Wie konnte eine Person mit solch einer Liebes- und Zuneigungsfähigkeit in eine Massenvernichtung verwickelt werden? Was unterschied uns von ihm? Ein eher verstörender und beängstigender Gedanke.

Während er meine Frau und mich in seinem Cabrio zum Heidelberger Bahnhof fuhr, erzählte uns Albert Speer von seiner Begeisterung für schnelle Luxusautos. Als Kind in Prag hätte ich mir niemals in meinen schlimmsten Alpträumen vorstellen können, dass ich eines Tages ein Gefangener in unvorstellbaren

Todeslagern sein würde, genauso wenig hätte ich als Gefangener in Auschwitz-Birkenau und letztendlich Dachau geglaubt, dass ich 31 Jahre später von einem Nazi-Rüstungsminister chauffiert werden würde. Ist es nicht erstaunlich, wie Rollen und Verhalten sich mit Zeit und Raum verändern, wie austauschbar sie tatsächlich unter anderen Umständen und Bedingungen sein können? Wir müssen uns fragen, warum wir die Rollen, die wir haben, spielen und wie durch die Art wie wir sie spielen, andere beeinflusst werden. Sind wir für die Folgen verantwortlich? Die Antwort ist bejahend: das sind wir.

Es war in den Lagern, wo ich zuerst erkannte, wie verwundbar wir Menschen sind, wie leicht wir moralisch verdorben werden. In dieser Art von Umwelt, dieser Art von sozialem Umfeld, Interaktion und Struktur erfahren wir menschliche Destruktivität, welche Erich Fromm so ausdrucksvoll beschreibt. Ein solches Umfeld kann nur durch äußerste Menschlichkeit, Besorgnis und Mitleid und einer Denkweise, die eine Toleranz für Mehrdeutigkeit ausstrahlt, verhindert oder gekontert werden. „Eine höllische Ordnung wie der Nazismus“ (in den Worten des verstorbenen Primo Levi, eines der einsichtsvollsten und talentiertesten Autoren und Überlebenden des Holocaust), „übt eine schreckliche Verführungsmacht aus, gegen die sich zu schützen schwierig ist. Anstatt seine Opfer zu heiligen, demütigt sie sie und macht sie korrupt, macht sie sich selbst ähnlich, umgibt sich mit großen und kleinen Komplizen. Um zu widerstehen, braucht man einen sehr soliden moralischen Rahmen. ...“ Etwas, was traurigerweise in unserem gegenwärtigen Leben fehlt. Es ist typisch für Regimes, in welcher alle Macht von oben runterregnet und keine Kritik von unten emporkommen kann, dass sie die Beurteilungsfähigkeit von Menschen schwächen und verwirren, um eine riesige graue Gewissenszone zu gestalten, die zwischen den großen Männern des Bösen und den reinen Opfern steht.“

Heutzutage leben wir weiterhin zerstörerisch, zu geblendet von Macht, Geld und „Dingen“, besessen von mondänen Beschäftigungen wie dem augenfälligen Konsum, den Medien, Entertainment, Zuschauersport, körperlichem Aussehen, äußerlichen Werten im Allgemeinen. Wir entfliehen psychisch-emotional der Realität, und mit der Hilfe von chemischen Substanzen wenden wir uns allgemein nutzlosen Tätigkeiten zu. Wir „vergessen unsere essentielle Zerbrechlichkeit“, vergessen, dass wir alle in einem technokratischen, nuklearen Ghetto sind, „dass das Ghetto eingezäunt ist, und dass hinter dem Zaun die Herren des Todes stehen, und nicht weit weg der Zug wartet.“ Genau wie unter Hitler, wenn nicht sogar noch mehr, sind wir unter dem Einfluss von Bildermachern, Meinungsmachern, Traumverkäufern und Illusionisten.

Was haben wir gelernt, was werden andere von unseren Erfahrungen lernen, bevor es zu spät ist? Als Überlebende können wir nur erzählen, wie es war, können aber unsere Erfahrungen nicht auf andere übertragen. Es wäre jedoch leichtsinnig von uns, nicht über unsere Erlebnisse zu reden und zu schreiben. Wenn wir es nicht täten, würden wir diese große Gelegenheit versäumen. Tatsächlich würde es den Zweck des Überlebens verfehlen, wenn wir jetzt mit leeren Händen

aus diesem Leben gingen, ohne einen reflektierten Bericht unserer Erfahrungen gegeben zu haben. Wir schulden der Menschheit diesen Beitrag, eine Schuld, die gezahlt werden muss, eine Ehrfurcht gebietende Verantwortung für die Erinnerung an den Holocaust.

Sklavenarbeit in der Fabrik für synthetisches Benzin Blechhammer

Im Frühling 1944 war ich 18 Jahre alt und mein Vater, Kurt Steiner, war 44 Jahre alt. Wir hatten im Zwangsarbeitslager Blechhammer bei Ehrenforst in Oberschlesien, einem Ableger des Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, ungefähr ein Jahr lang gearbeitet. In diesem Lager gab es an die viertausend Zwangsarbeiter, die für Hermann Görings *Oberschlesische Hydrierwerke* (OHW) arbeiteten. Die gesamte Fabrik wurde von einem scharfen Schwefelgeruch durchdrungen, der einen sehr an geröstetes Schweinefleisch erinnerte. Diese Assoziation war nicht gerade sehr erbaulich, weil es nur die quälende Essensentbehrung und das chronische Verhungern betonte. Es vertiefte besonders den Gedanken an leckeres, kalorienreiches Essen, welches die Insassen mehr als alles andere vermissten. Wir waren besessen von Essen, träumten und sprachen unaufhörlich davon.

Das Ziel der nationalsozialistischen Regierung war es, eine der größten Fabriken im Reich zu bauen, die Kohle in synthetische Treibstoffe umwandelte, welche unerlässlich für das Kriegsgeschehen waren. Aus diesem Grund bombardierten die Alliierten Blechhammer regelmäßig. Während der Luftangriffe verließen die deutschen Vorarbeiter und das SS-Personal ihre Arbeitsstelle und nahmen Zuflucht in Luftschutzbunkern, der für die „Höhere Rasse“ reserviert war. Häftlingen war es nicht erlaubt, Luftschutzbunker zu betreten, und folglich wurden viele durch die alliierten Bomben und darauffolgenden Explosionen getötet.

Gelegentlich warfen die angreifenden alliierten Bombercrews große Mengen von glitzernden Aluminiumstreifen ab, um das deutsche Flugabwehrsystem zu verwirren. Das plötzliche Herabfallen der schimmernden Aluminiumstreifen hatte einen belebenden psychologischen Effekt auf mich. Es gab mir einen Hoffnungsschimmer und erneuerte irgendwie mein Vertrauen. Ja, ich erlebte sogar eine Art von Freude. Es bedeutete, dass dieses Mal zur Abwechslung Nazi-Deutschland, unsere Tyrannen, angegriffen wurden. Die Alliierten könnten sie besiegen. Vorausgesetzt, wir könnten lange genug durchhalten, wären wir frei.

Ich hieß diese Luftangriffe auch deswegen willkommen, weil es die einzigen Momente waren, in denen man mich alleine ließ. Normalerweise ging ich in den Keller des Gebäudes, wo ich arbeitete, und schlief friedlich, weil ich chronisch erschöpft, ausgelaugt war und vor allem, weil ich von den Tyrannen nicht gestört wurde. Andere Häftlinge in dem Keller beteten aus Furcht um ihr Leben auf Hebräisch zu Gott, dass er sie vor dem Sterben bewahre. Einmal, während ich schlief,

krachte eine Bombe durch die Decke direkt über meinem Kopf, explodierte aber nicht und blieb im Beton stecken – ein Blindgänger. Ein sehr enges Entkommen. Ungefähr einen Tag später, nach einem weiteren Luftangriff, explodierte plötzlich ein riesiger Gastank. Unter diesem hatten ein Mitgefangener und ich kurz zuvor eine wässrige Steckrübensuppe während unserer kurzen Mittagspause gelöffelt. Ich sah die ersten Funken und rannte um mein Leben, ihm zubrüllend er solle dasselbe tun. Seine Aufmerksamkeit war ein wenig langsamer; folglich wurde er praktisch lebend gebraten und starb kurz danach in der Krankenbaracke des Lagers.

Ich erinnere mich, wie während eines dieser Luftangriffe ein Flugzeug abgeschossen wurde und ein Crew-Mitglied, das Glück gehabt hatte, am Fallschirm aus der brennenden Maschine sprang. Zu dieser Zeit fühlte ich mich hoffnungslos und besiegt. Die Vorstellung, dass vielleicht ein paar von der Crew gerettet waren, gab mir etwas, wofür ich dankbar sein konnte. Ich wusste natürlich, dass der Alliierten Sieg Freiheit und das Überleben bringen würde. Ich wünschte und hoffte es mir so sehr, mehr als man jetzt nach diesen Ereignissen in Worte fassen kann.

Danach meldete ich mich freiwillig, um in einem besonderen Arbeitskommando zu arbeiten, das Blindgänger außerhalb des Lagers und in der Treibstoff-Fabrik barg. Hungernde Häftlinge meldeten sich eifrig zu dieser gefährlichen Aufgabe, um Extra-Rationen zu erhalten. Viele verloren ihr Leben, wenn die Bomben, die sie zu bergen versuchten, explodierten. Die Hilfsmittel zur Bergung waren materiell und technisch völlig unzureichend und unsicher. Ein gutmeinender jüdischer Lager-Ältester ließ mich zu sich rufen und erklärte mir, dass die zusätzlichen Essensrationen nicht das extreme Risiko wert seien. Ich akzeptierte seine Argumentation, wurde aus dieser Pflicht entlassen und danach der Abteilung für Elektrotechnik der Fabrik zugewiesen.

Mir wurde befohlen, mich bei dem obersten deutschen Zivilisten der Fabrikabteilung, der berüchtigt und bekannt war als der „Fette“, zu melden. Wenn man den kriegsbedingten Mangel an Nahrung bedenkt, sah er tatsächlich wohlernährt aus, um es gelinde auszudrücken. Er befragte mich zu meiner Qualifikation als Elektriker. Ich gab an, dass ich eine Handelsschule besucht und als Lehrling bei einem Elektriker in Prag gearbeitet hätte. Der „Fette“ befand mich als qualifiziert und wies mich seinem Stellvertreter zu. „Meister Homann“, wie wir ihn zu nennen hatten. Er war mittleren Alters mit grau-blauen Augen, aschblondem Haar, scharfen Gesichtszügen und mit einem ausgeprägten Hinken, und er war ein sehr talentierter Arbeiter. Er beaufsichtigte diese Gruppe von Mit-Häftlingen. Es waren hauptsächlich belgische, französische, holländische, deutsche und tschechische Juden. Wann immer ich nicht zu seiner Zufriedenstellung arbeitete, kam Meister Homann und schimpfte mich aus, schlug mich leicht ins Gesicht, oder was er bevorzugte, drückte meine Nase so hart, dass sie zu fließen begann. Der „Fette“ fraternisierte gerne mit der SS und war noch bösartiger und grausamer. Er schlich sich hinter unserem Rücken an, um uns beim Ausruhen zu erwischen

oder um Fehler in unserer Arbeit zu finden und schlug uns dann gnadenlos. Da er stark und schwer war, waren seine Schläge schmerzhaft und lähmend. Ich arbeitete als industrieller Elektriker während meines gesamten Aufenthaltes in Blechhammer, im Gegensatz zu meinem Vater, dem oft andere, mühsamere Arbeiten zugeteilt wurden. Sein letzter Job bei der Fabrik war das Tragen von schweren Zement-Säcken, welches seine Gesundheit so beeinträchtigte, dass er am Ende ein körperliches Wrack war, nicht länger arbeitsfähig und in die Krankenbaracke eingeliefert werden musste.

Nach jedem Luftangriff waren Gebäude, Geräte, Maschinen und fast alles andere stark beschädigt oder zerstört. Wann immer möglich, zerschlug ich einige von den wertvolleren Präzisionsgeräten, um meinen Beitrag an Sabotage an dieser wichtigen Kriegsfabrik zu leisten. Es lagen überall Trümmer und die Fabrik war übersät mit kleinen, farbigen metallischen Bombensplittern. Die Häftlinge nahmen einige von diesen schönen regenbogenfarbenen Schrott-Stücken mit, weil sie symbolisch die Zerstörung der Nazi-Kriegsmaschinerie widerspiegeln. Dünne, Spaghetti-ähnliche Drähte, die herumlagen, waren hoch gefragt. Die Häftlinge benutzten sie als Ersatz-Schnürsenkel für ihre mit Holz besohlenen Segeltuchschuhe. Einmal erwischte die SS einen Häftling, der einen solchen Draht aufhob. Er wurde sofort abgeführt und öffentlich am folgenden Sonntag für den Akt der vollführten Sabotage gehängt.

Während er von einem der SS-Männer, den wir „Tom Mix“ nannten, gehängt wurde, zerriss das Seil zweimal. Sein Leiden wurde noch weiter verlängert, als er während des dritten Mal langsam erstickte, sein Genick blieb ungebrochen. Diese grausam-ungeschickten Hinrichtungen durch Erhängen fanden fast jeden Sonntag statt und alle Häftlinge und das gesamte SS-Personal mussten dabei sein. Die verurteilten Kameraden starben heldenhaft, ohne sich zu beschweren oder zu jammern (im Gegensatz zu einigen der großen Kriegsverbrecher, die in Nürnberg gehängt wurden, besonders beispielhaft der SS- Oberguppenführer und General der Waffen-SS Ernst Kaltenbrunner, der Vorsitzende des Reichs-Sicherheitshauptamt (RSHA), Himmlers rechte Hand nach dem Anschlag auf Reinhard Heydrich im Mai 1942). Bevor sie gehängt wurden, riefen einige der Kameraden uns Mut zu: „Aushalten, es wird nicht für immer dauern ..., seid mutig ..., Kopfhochhalten, nicht verzweifeln ..., vergesst uns nicht!“. Diese jungen Männer starben als wahre Helden.

Einmal nach einem willkommenen Luftangriff sah ich ein deutsches Heft auf dem Boden, das ich schnell aufhob. In dem Lager war Lesematerial etwas sehr Besonderes, schwierig zu bekommen und selten. von geheimem deutschen Armee-Codebuch war und versteckte es schnell unter meiner blau- und graugestreiften Jacke. Beim Durchlesen merkte ich, dass es eine Art von geheimen Deutschen Armee-Codebuch war und versteckte es schnell unter meiner blau- und grau- gemusterten Jacke. Während wir in dem bitterkalten Wetter zu dem Lager zurückmarschierten, rutschte es aus meiner Jacke heraus. Einer der SS-Wächter sah es und hob es auf. Er informierte sofort seine Vorgesetzten. Als

Folge davon wurden tausende von uns angehalten und gründlichst durchsucht, bevor wir das Tor des Lagers erreichten. Es kam zu einer mindestens dreistündigen Verspätung, ehe wir endlich unsere Baracken erreichten. Wir mussten viel Mühe, Beschimpfungen und Schläge aushalten, alles nur wegen meines zwanghaften Drangs zu lesen, meines in bitterer Kälte tauben Gefühls und meiner Nachlässigkeit.

Ich erinnere mich an eine Reihe anderer Zwischenfälle. Diese jedoch halfen mir zu überleben. Während ich als Elektriker in der Fabrik arbeitete, traf ich zufällig einen zivilen tschechischen Arbeiter aus Böhmen, der von den deutschen Behörden zum Arbeiten in die Kriegsfabrik gebracht worden war. Er war ein netter, mitfühlender und ziemlich mutiger Mann. Auf meine Bitte hin, willigte er ein, enge Freunde von uns in Prag zu kontaktieren und sie zu bitten, ihm Medizin, Nahrungsmittel, Geld, Kleidung und andere lebenswichtige Dinge für mich zu schicken. Er überreichte mir diese dann an einem unauffälligen, sicheren Platz in der Fabrik.

Wann immer das geschah, steckte ich diese heimlich erhaltenen Schätze in den Tornister, den ich von einem britischen POW [Prisoner of War, Kriegsgefangener] „organisiert“ hatte, der diesen in Hast während eines Luftangriffes zurückgelassen hatte. Er musste in einer ziemlichen Panik gewesen sein, um diese wertvolle Leinentasche mit so fantastischem Inhalt zurückzulassen – Luxusnahrung, absolute Herrlichkeiten: Schokolade, Milchpulver, Kekse, Tee und Marmelade.

Der Proviantbeutel könnte auch sehr gut einem britischen POW mittleren Alters gehört haben, auf den ich traf, während ich mit einem Freund außerhalb eines Gebäudes in der Synfuel Fabrik arbeitete. Diesem britischen POW, zusammen mit anderen seiner Landsleute, die sich in einer ähnlichen Situation befanden, war eine Arbeit bei uns in der Nähe zugeteilt worden. Während eines unbewachten Momentes kam er zu mir und meinem Freund und fragte, ob einer von uns bereit wäre, für Schokolade, Kekse und/oder Tee mit ihm Analverkehr zu haben. Sogar unter diesen Umständen der extremen Entbehrung, war ich von diesem Angebot angewidert und entsetzt und verweigerte es, ohne zu zögern. Es war überhaupt das erste Mal, dass ich von einer solchen widerlichen Sache hörte. Mein Freund, nach einigem Nachdenken, willigte ein und der POW und er vereinbarten ein Rendezvous. Später bot er mir etwas von der auf diese Weise erhaltenen Schokolade an, aber ich konnte nicht annehmen, da ich wusste, was er durchgemacht hatte.

Im Gegensatz zu dem obigen Zwischenfall verliefen normalerweise die Transaktion mit meinem netten Tschechen, logistisch, aber auch moralisch, ziemlich glatt, und es war mir möglich, die lebensrettende Beute zum Lager zurückzubringen und sie mit meinem Vater und ein paar wenigen sehr ausgesuchten Freunden zu teilen. Einmal jedoch, nachdem ich gerade die Schmuggelware von meinem tschechischen Freund erhalten hatte, wurde ich von dem bösesten und grausamsten SS-Mann im Lager angehalten, dem schon erwähnten „Tom Mix“. Er hatte seinen Beinamen erhalten, weil er immer bereit war, seine Luger-Pistole

aus dem Halfter zu ziehen und auf Häftlinge zu schießen ohne offensichtlichen Grund, außer vielleicht dem, seine sadistische Lust zu stillen. Eine Begegnung mit ihm war zumindest für die eigene Gesundheit gefährlich. Als ich ihn auf mich zukommen sah, nahm ich den Tornister aus seiner direkten Sicht und schob ihn zu der linken Seite auf dem Rücken. Nachdem er mich abrupt anhielt, fragte er mich, was ich außerhalb meines zugewiesenen Arbeitsplatzes täte, aber er schien meinen prallen Tornister nicht zu bemerken. In meinem einwandfreien Deutsch antwortete ich ihm, dass ich für meinen Vorarbeiter, Herrn Homann, etwas zu erledigen hätte. Er schlug mir zweimal leicht ins Gesicht und schrie, dass ich mich besser nicht noch einmal von ihm erwischen ließe. Er brüllte, „Das nächste Mal wird das dein Ende sein!“, und ließ mich gehen. Ich dankte meinem Glückstern und verschwand in großer Eile.

Dieser Zwischenfall bestätigte meine Erkenntnis, wie wichtig es war, zu jeder Zeit aufmerksam zu sein, d.h. noch unauffälliger, wenn Gefahr hinter der Ecke lauerte und sichtbarer zu sein, wenn es etwas zu bekommen gab. In einer anderen Situation hatte ich gerade meine Vorräte von meinem tschechischen Wohltäter erhalten und mein Tornister war komplett gefüllt, als alle Häftlinge, die von der Arbeit zurückkamen, plötzlich angehalten wurden, um am Haupttor des Lagers durchsucht zu werden. Wie vorher erwähnt, waren diese Durchsuchungen sehr gründlich. Wenn ich mit der Schmuggelware erwischt worden wäre, wäre ich sicherlich ausgefragt, möglicherweise gefoltert worden und hätte so das Leben von allen, die daran beteiligt waren mir zu helfen, gefährdet. Danach wäre ich sicherlich gehängt worden. Als wir in der Reihe standen und darauf warteten durchsucht zu werden, bemerkte ich, dass ich in der Nähe der Baracke stand, in welcher mein enger Freund Peter Dischel ein beliebter und respektierter Blockältester war. Mit einer kurzen Erklärung gab ich Peter den Tornister zur Aufbewahrung und kehrte so schnell ich konnte an meinen ursprünglichen Platz zurück, den jemand freundlicherweise, um mich zu decken, belegt hatte. Jetzt war ich „so sauber wie es nur ging“. Als die Durchsuchung fertig war, holte ich schnell meinen Tornister von meinem Freund und dankte ihm überschwänglich für diese Freundschaftstat und mutige Hilfe. Ein paar Wochen später wurden wir plötzlich und ohne Vorwarnung außerhalb des Lagers durchsucht. Dieses Mal hatte ich keinen Spielraum oder Ausweg, um meinen gefüllten Tornister zu verstecken. Zum Glück hörten die SS-Wachen so plötzlich wie sie begonnen hatten auch wieder auf, als sie die Reihe vor mir erreicht hatten. Das war ein weiterer unglaublicher Glücksmoment.

Mein Freund Peter Dischel war ein gut bekannter jüdischer Schauspieler aus Wien. Im Spätsommer 1944 überredeten er und ein paar Mitgefangene die SS-Lager-Führung, eine Kabarett-Aufführung zu erlauben. Dies wurde eine satirische Darstellung des Lagerlebens in Blechhammer. Die Erlaubnis war nicht zu schwer zu bekommen, da die SS wenig Freizeitabwechslung hatte und an chronischer Langeweile litt. Der Großteil des SS-Personals kam, um die Aufführung zu sehen, welche eine beißende Parodie des Lagerlebens wurde. Im Nachhinein ist es ein bisschen schwierig sich vorzustellen, dass es unter diesen Umständen

menschlich möglich war, eine solch humorvolle Sichtweise einer lebenden Hölle aufzuführen. Die Aufführung war hervorragend und ein großer Erfolg. Sie wurde tatsächlich so gut, dass einer der SS-Unterroffiziere, ein gefürchtetes Mitglied des SD (Sicherheitsdienst), am Ende der Aufführung aufstand und öffentlich erklärte: "Uns wird immer gesagt, dass ihr Untermenschen und das Ungeziefer der Menschheit seid, aber Menschen, die unter diesen Umständen fähig sind, eine so hervorragende Vorführung zu geben, verdienen unseren höchsten Respekt und Bewunderung." Im Herbst 1944 verlor ich die Spuren von diesem SS-Mann und dachte mir, dass er vielleicht versetzt oder sogar für seine Freimütigkeit bestraft worden war. 1982 forschte ich am Ludwigsburger Zentrum in Deutschland, auf Einladung von Oberstaatsanwalt Dr. Adalbert Rückerl, des Leiters der Zentralstelle zur Untersuchung von nationalsozialistischen Verbrechen. Unter anderem studierte ich die vorbereiteten Unterlagen für den Prozess gegen das SS-Personal von Blechhammer, zu dem ich als Zeuge eingeladen worden war. Dieser Zwischenfall und ebenso der Name und Rang dieses SS-Manns, sowie die Tatsache, dass der 26-jährige SS-Unterscharführer und Rapportführer Hans Stefan Olejak aufgestanden war, um öffentlich seine Überzeugung darzulegen, stand in den Unterlagen. Diese Tat wurde in Betracht gezogen, als er vom Verbrechen gegen die Menschlichkeit im Zwangsarbeitslager Blechhammer freigesprochen wurde.

Es muss im frühen Herbst gewesen sein, als mein linker Fuß anschwell und ernsthaft am linken Fußgelenk infiziert war. Die Schuhe, die wir von der Lager-Behörde bekamen, waren von der primitivsten Art. Es waren Schuhe aus rauem Leintuch mit Holzsohlen. Da wir keine Socken hatten, trugen wir sie entweder barfuß oder benutzten Lumpen oder Papier von den leeren Zementsäcken als Ersatz. Weil die Schuhe offensichtlich nicht gepolstert waren, rieben sie ständig gegen die Haut an den Füßen, und waren daher der Grund für viele Infektionen. Solch eine Sepsis konnte nicht nur zum Verlust des Fußes oder Gliedmaßes führen, sondern endete häufig mit dem Tod. Zum Glück hatte ich einen Freund, einen Krankenpfleger im Krankenblock, der für mich zusammen mit einem gefangenen Arzt, einem osteuropäischen Juden, arrangierte, dass ich aufgenommen wurde. Ohne „Insider“-Hilfe war es praktisch unmöglich für jemanden, aufgenommen zu werden, es sei denn, man war in einem fortgeschrittenen Zustand der Gesundheitsverschlechterung oder am Sterben. Als ich dort war, bekam ich die sehr benötigte Ruhe und Pflege, wurde aber auch gelegentlich Zeuge kafkaesker und schrecklich grotesker, furchtbar tragischer Vorkommnisse.

Dieser Arzt war eindeutig ein Sadist und Verrückter, absolut unberechenbar in der Behandlung seiner Schützlinge. Die Patienten dienten ihm als bloßes Mittel zum Zweck. Er benutzte sie, um seine Machtposition als Lager-Oberarzt für die Häftlinge zu behaupten und zu verbessern. Dies brachte ihm außerordentliche Privilegien und Vorteile. Im zivilen Leben wäre sein Status ungefähr mit dem eines Mitgliedes der hohen Aristokratie, der über seine Leibeigenen regiert, vergleichbar gewesen. Patienten wurden normalerweise misshandelt, es wurde an ihnen experimentiert, und als nicht-existierende Ressourcen zum Sterben meist

allein gelassen. Sie erhielten häufig Schläge oder wurden anderen zahllosen Grausamkeiten ausgesetzt. Zum Beispiel behandelte der Arzt seine Schützlinge, indem er ihnen heiße Saugkapseln aus Glas auf ihre Rücken setzte und sie so bis in die Bewusstlosigkeit oder den schieren Wahnsinn bluten ließ. Regelmäßig kam SS-Personal von dem Mutterlager Auschwitz-Birkenau zur Inspektion und Selektion. Häftlinge, auf die der Arzt hingewiesen hatte, wurden aus den Baracken genommen, auf einen Lastwagen geworfen und wurden anschließend in Birkenau vergast. Es lag tatsächlich in seiner Macht, Häftlinge nach Belieben zu vernichten. Wenn er jemanden nicht mochte, arrangierte er einfach für denjenigen „durch den Kamin zu gehen“. Die Rolle dieses Arztes war eindeutig die von einem Komplizen der SS, zur Hilfe und Förderung der Endlösung.

Aus mir unbekannten Gründen mochte er mich und sorgte dafür, dass ich relativ gut versorgt wurde und ausreichend Essen bekam. Obwohl ich keine richtigen Medikamente bekam, erhielt ich am Schluss wenigstens Kompressen und Desinfektionsmittel für die Wunde. Bald ging es mir besser und ich wurde schließlich in den extremen Stress des alltäglichen Lagerlebens zurückgeschickt. Es ist möglich, dass ich ohne die Unterstützung und Hilfe meines Freundes, des Krankenpflegers, die Infektion am Fuß nicht überlebt hätte.

Ein anderer bedeutenden Zwischenfall kommt mir in den Sinn. Es war entscheidend, dass man sich im Lager so sauber wie möglich hielt. Diese tägliche Routine bedurfte der Selbst-Disziplin und hatte nicht nur einen körperlichen, sondern auch einen wichtigen psychologisch-emotionalen Nutzen, der überlebenswichtig war. Einmal täglich, gewöhnlich nach der Arbeit, gingen wir zum Waschraum, der zwei Wasserhähne mit kaltem, verschmutztem Wasser hatte. Seife war selten erhältlich, und wenn, dann von der schlimmsten Ersatz-Qualität. Wir zogen uns bis zur Hüfte aus und hängten unsere blau- und graugestreiften Hemden so nah bei uns und dem Wasserhahn auf wie nur möglich, damit niemand sie klauen konnte. Normalerweise waren die Hemden so sicher genug. Einmal jedoch, als ich mein Gesicht wusch, schnappte sich jemand mein Hemd. Als ich es wieder anziehen wollte, war es weg. Es war noch relativ früh am Abend und ich war einer der ersten, der sich wusch. Ein Hemd, sogar eins mit Ungeziefer und Schmutz durchsetzt, war in dem Wertesystem des Lagers ein Vermögen wert. Aus praktischen Zwecken, eines zu haben oder nicht war der Unterschied zwischen Leben oder Tod, besonders während frostiger Witterung. Auch die Schläge, die man für den Verlust eines Hemdes von den Block-Ältesten oder dem Capo bekam, waren lebensgefährlich, um es milde auszudrücken. Meine Optionen waren, zumindest ernsthaft bestraft zu werden, möglicherweise in dem eiskalten Wetter tödlich zu erkranken oder zu warten, bis jemand anders sein Hemd dorthin hängte, wo ich meins gelassen hatte. Ich war verzweifelt. Von einem anderen Häftling zu stehlen war ein unverzeihliches Verbrechen. Der erwischte Schuldige wurde normalerweise von seinen Kameraden zu Tode geschlagen. Widerwillig, um mein Leben zu retten, beschloss ich zu tun, was mir widerfahren war. Der letzte Häftling, der sein Hemd verlor, würde höchstwahrscheinlich

daran sterben. Das war die bittere Wahrheit des Lagerlebens. Der Selbsterhaltungstrieb verdrängte alle anderen Überlegungen, vorausgesetzt man hatte das Durchhaltevermögen und blieb zu jeder Zeit aufmerksam.

Im Gegensatz dazu wurde Diebstahl an der SS im Häftlingskreis allgemein akzeptiert und war unter diesen Umständen angebracht. Irgendwann im Herbst 1944 wurde eine große Ladung Kohl für die SS geliefert und in einem Teil des Lagers abgeladen, der für mich erreichbar war. Als ich das sah, zögerte ich nicht einen Moment, davon zu nehmen. Ich war ein schneller Läufer, aufmerksam, kühn und einfallsreich. Ich eilte zu dem Kohlberg, nahm einen Kohlkopf, steckte ihn unter meine Jacke und rannte so schnell ich konnte zu meiner Baracke. Bevor die, die mich sahen, sich bewegen konnten, war ich außer Sicht und hatte meine Baracke sicher erreicht. Den Kohl verschlingend hatte ich ein tiefes Gefühl, etwas vollbracht zu haben. Da war kein Schuldgefühl, keine Scham, aber ein Gefühl von Sieg und Genugtuung. Ich war tatsächlich mit etwas davongekommen, was mit dem Tod bestraft wurde.

Später im Jahr 1944 – es ist im Nachhinein schwierig, sich auf genaue Daten festzulegen, da die Zeiterfahrung im Lager sich so drastisch vom zivilen Leben unterschied – entschloss sich mein Vater Kurt dazu, ein Opfer zu bringen, um unseren andauernden Hunger zu lindern. Nachdem er seinen Entschluss mit mir diskutiert hatte, kontaktierte er einen seiner Häftlings-Vorarbeiter, der dafür bekannt war, dass er an dem Tausch von Gold für Essen, normalerweise Brot, interessiert war. Er ließ sich dann von einem Häftlings-Zahnarzt seine Goldfüllungen für eine Gebühr entfernen und tauschte sie für zwei quadratische Laibe des rauen Lagerbrotes von schlechter Qualität ein, die er mit mir teilte. Der Vorarbeiter, natürlich, machte seinen Profit durch das Tauschen des Goldes mit einem SS-Mann, der wiederum ihm Nahrungsmittel von höherer Qualität dafür gab. Die Wirklichkeit des Lagerlebens war, dass ohne Unternehmergeist, ohne Geschäftemacherei, das Überleben praktisch unmöglich war. Auf den Punkt gebracht, waren gerade solche Aktivitäten ein Hauptgrund, warum mein Vater und ich die Lager überlebten.

Eines Abends, als wir von der Arbeit aus der Fabrik zurückkehrten, es musste irgendwann im Winter 1944 gewesen sein, zog ich meine seltenen und wertvollen Lederschuhe aus, die ich von meinen guten Freunden in Prag, den Lawatscheks, durch meinen tschechischen Kontakt bekommen hatte und kletterte zu meinem zweiten Stock des überfüllten Hochbettes, um zu schlafen. Ungefähr um vier Uhr morgens wachte ich erschrocken auf und bemerkte, dass meine Schuhe verschwunden waren. Der einzige Weg, sie zurückzubekommen, war sofort aufzustehen, bevor alle anderen Häftlinge es taten, und sie zurückzuholen. Ich suchte systematisch alle Schuhe ab, die unter den Hochbetten in der Baracke lagen. Letztendlich fand ich sie am anderen Ende des Barackenbodens. Ich brauche es nicht zu erwähnen, dass im Lager der Verlust von Schuhen gleichlautend mit einem Todesurteil war.

Ich verspürte ein Gefühl der Begeisterung, nachdem ich sie gefunden hatte, eine enorme Erleichterung, ein Erfolgserlebnis. Wieder, wie in vorhergegangenen ähnlichen Fällen, hatte ich mein Leben sehr wahrscheinlich dadurch gerettet. Oberflächlich erscheinen diese Zwischenfälle eher gewöhnlich und harmlos, aber in der Wirklichkeit des Lagerlebens waren sie höchst folgenreich.

Todesmarsch nach Reichenbach

Sowjetische Truppen, unsere Haupt-Hoffnung für eine Befreiung, kamen zügig näher und die SS wollte nicht, dass wir in russische Hände gerieten. Deshalb wurden Ende Dezember 1944 nahezu 4000 Häftlinge aus dem Lager in Marsch gesetzt.

Zu dieser Zeit war mein Vater sehr krank. Er entschloss sich, in der primitiven Krankenbaracke zurückzubleiben. Die Beziehung zu meinem Vater war in diesem Lebensabschnitt die engste und ermutigendste, die ich je zu ihm hatte. Als ich zu ihm ging, um mich von ihm zu verabschieden, umarmten wir uns, ohne zu wissen, ob wir überleben oder uns jemals wiedersehen würden.

Das ganze Lager war in panischer Auflösung. Die SS-Wachen schossen auf uns, als wir die Vorratslager bei unserer vergeblichen Suche nach Essen plünderten. Aber wir fanden kaum etwas anderes als Lumpen. Dennoch waren wir bereit, unser Leben dafür zu riskieren. Die Wachen befahlen uns anzutreten. Dann erhielt jeder eine Ration, bestehend aus eineinhalb Pfund Brot, weniger als ein Viertel Pfund Margarine und etwa genau so viel Speck. Wir wussten nicht, wie lange diese Ration ausreichen sollte. Als wir aus dem Lager marschierten, kam das Gerücht auf, dass unser Ziel das Lager Groß Rosen sei, das berühmte Vernichtungslager.

Ich konnte es einrichten, dass ich in eine Gruppe von tschechischen Studenten und jungen Leuten kam, bei denen ich einige Freunde von früher hatte. Wir versuchten unsere Stimmung aufzuhellen, indem wir konzentriert auf das russische Gewehrfeuer in der Ferne lauschten. Wir kamen an französischen Kriegsgefangenen vorbei, die uns Mut machten, indem sie berichteten, dass die Russen die Gegend bereits eingekreist hätten. Wir waren etwa 6 Stunden gelaufen, als ein hochrangiger SS-Offizier in einem SD-Wagen uns einholte. Er befahl den SS-Wachen und unserem Lagerführer weiter zu marschieren, egal wie die Umstände seien. Unsere Hoffnungen fielen zusammen, obwohl wir noch keine Ahnung davon hatten, welche Härten wir noch durchstehen sollten.

Die erste Nacht verbrachten wir in einem, dem Anschein nach, Lager für britische Kriegsgefangene. Wir versuchten mit ihnen zu sprechen, aber ihre Wachen erlaubten es nicht. Welche Ironie, dass hier eine Gruppe von Häftlingen, geschwächt durch Hunger, hoffnungslos und jeglicher sexuellen Wünsche beraubt, bei ihrer verzweifelten Suche nach Nahrung ausgerechnet einen großen Vorrat an Gummi-Präservativen fand, offenbar für den Gebrauch durch deutsche Truppen bestimmt.

Mitten im sprichwörtlich harten polnischen Winter marschierten wir durch eine unwirtliche Landschaft, tagelang durch bittere Kälte und tiefen Schnee, immer Richtung Westen. Unsere ursprüngliche Ration war nicht ergänzt worden und schwand schnell dahin. Unsere Kleidung bestand aus nichts anderem als gestreiften dünnen, Pyjama-ähnlichen Baumwollhosen, Baumwollhemden und Kapuzen. Die Baumwollschuhe mit Holzsohlen, welche die meisten Häftlinge trugen, hielten dem Marschieren im Schnee und Frost nicht lange stand. Viele hatten nur Lumpen an den Füßen. Ich war einer der wenigen glücklichen, die richtige Lederschuhe hatten und ein paar Flanellhandschuhe. Furchtlose liebe Freunde aus Prag hatten sie mir früher mal über einen tschechischen Arbeiter in Blechhammer eingeschmuggelt. Die Handschuhe schützten meine Hände vor Frostbeulen. Ausgewählte Häftlinge schoben die Sachen der SS-Wachen in behelfsmäßigen Karren, für eine Dose Sauerkraut oder andere Lebensmittel ohne großen Nährwert. Zu trinken hatten wir nur Schnee. Ab und zu trafen wir Kriegsgefangene, die meisten waren Kanadier oder Briten. Oft gaben sie den wenigen Frauen in unserer Gruppe Essen.

Obwohl wir es zu dieser Zeit nicht geglaubt hätten, gab es andere, die noch schlechter dran waren als wir. Sie waren Einwohner von eroberten Gebieten und sogar Deutsche, die in das Deutsche Reich geschickt worden waren, um in verschiedenen für den Krieg bedeutenden Projekten zu arbeiten. Weil sie den ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz ohne Erlaubnis verlassen hatten oder nachlässig in ihrer Arbeit gewesen waren, waren sie jetzt Häftlinge, zusammengepfercht im Arbeitserziehungslager. Die Buchstaben „AEL“ waren auf die Rücken ihrer Jacken gedruckt. Diese Häftlinge mussten unter der direkten Bewachung von SS-Leuten arbeiten. Ihre Verfassung war ganz entsetzlich. Wann immer es einem SS-Mann beliebte, wurden Häftlinge bis zur Bewusstlosigkeit geschlagen oder ausgepeitscht. Jetzt, auf ihrer Flucht vor den anrückenden Russen, wurden sie von deutschen Polizeihunden und von SS-Leuten der schlimmsten Art schikaniert. Wenn ein Häftling zusammenbrach oder umfiel, wurde er sofort erschlagen oder erschossen. Unser Weg war gesäumt von toten Körpern. Diese jungen SS-Leute drängten unsere etwas älteren SS-Wachen, schneller zu gehen.

Die Schwierigkeiten wurden mit jedem Tag größer, viele von uns litten an Durchfall und anderen Infektionskrankheiten, entzündeten Füßen und Beinen. Manche hatten Erfrierungen im Frühstadium. Nachts machten wir oft Halt bei einem Bauernhof und wenn wir Glück hatten, durften wir in einem Schuppen oder einer Scheune schlafen. Die weniger Glücklichen mussten draußen übernachten, wie Pferde stehend oder im Hof herumlaufend. Viele konnten dem einfach nicht widerstehen und fielen auf den schneebedeckten Boden, um dort zu schlafen, natürlich mit furchtbaren Folgen. Vielen in unserer Gruppe brachten solche kalten Nächte den Tod oder Erfrierungen. Jeden Morgen, kurz bevor es weiterging, versuchten einige Häftlinge sich zu verstecken. Sie hatten nie Erfolg, denn die Polizeihunde, deutsche Schäferhunde, waren speziell dazu abgerichtet, sie aufzuspüren. Immer mehr Mithäftlinge fielen aus lauter Erschöpfung zurück

und wurden von den nachfolgenden Wachen erschossen. Zu dieser Zeit waren wir in einer so schlechten Form, dass einige von uns sich gegenseitig stützen mussten. Zwei von uns halfen einem engen Freund 3 Tage lang zu laufen, bevor er uns bat, ihn fallen zu lassen, er fühlte, dass er nicht weiterkonnte. Er war einer der stärksten von uns gewesen, immer sehr hilfsbereit und bemüht seine Freunde zu unterstützen. Wir flehten ihn an nicht aufzugeben, aber er schaffte es nicht mehr. Wir mussten ihn zurücklassen. Ich werde niemals den Augenblick vergessen, als seine Beine nachgaben und er in einen Graben fiel. Wir winkten uns zum Abschied. Diese Erinnerung ist fest in mir eingebrannt, Kurt Schmal ist einer meiner engsten Freunde im Lager gewesen.

Später an diesem Tag kam unsere schnell kleiner werdende Gruppe von Überlebenden in eine kleine Stadt. Einige Einwohner sahen uns hasserfüllt an, andere mit Mitleid und Anteilnahme. Eine hübsche junge Frau rief in deutscher Sprache: „Bestraft doch nicht Kinder, es wird nicht mehr lange dauern“ und sie weinte. Die Wachen schoben sie weg. Ein junger Häftling griff sich im Vorbeigehen eine Einkaufstasche mit Lebensmitteln von einer Frau. Sie rief einen Wachmann zu Hilfe und der löste das Problem, mit einigen Schlägen seines Gewehrkolbens, eine andere Art von „Endlösung“. Aber das Essen war weg, bevor er auch nur den Kopf drehen konnte. Knäule von verhungerten Häftlingen hatten sich über die Einkaufstasche her gemacht, um einige übrig gebliebene Krümel zu ergattern. Die Frau floh in Panik.

Einige von uns begannen patriotische tschechische Lieder zu singen, zuerst die tschechoslowakische Nationalhymne. Die erste Strophe der Nationalhymne hatte immer eine mächtige, begeisternde Wirkung auf uns. Es ermutigte und inspirierte uns, als wir sangen:

„Bäche fließen durch die Wiesen,
Kiefern wispern auf den Höhen,
Obstgärten im Frühlingsschmuck gewandet,
Ein Bild des Paradies auf Erden
Und dieses wunderschöne Land
Ist das tschechische Land, meine Heimat.“

Die überraschten Deutschen und sogar die SS-Wachen sahen mit widerstrebendem Respekt den ungebrochenen Geist dieser lebenden Skelette, marschierenden Röntgenaufnahmen, zitternd in ihren Lumpen. Einige der SS-Wachen erklärten freimütig: „Wenn wir könnten, wie wir wollten, würden wir euch nach Hause schicken.“ Ihre Reihen hatten sich auch erheblich gelichtet. Trotz ihrer besseren Ausrüstung, Lebensmitteln und günstigeren Umstände waren sogar sie nicht länger gefeit gegen die Härte von dem, was später als „Todesmarsch“ bekannt wurde. Die Situation war so verzweifelt für die SS geworden, dass sie deutsche Häftlinge in SS-Uniformen steckten, um eine genügende Anzahl von Wachen aufrecht zu erhalten.

Nun waren nur noch wenige von den älteren Häftlingen übrig, und die jüngeren fingen an zusammenzubrechen. Wir kamen an einem Kloster vorbei, bei dem Nonnen herumstanden. Ich beobachtete, wie einer unserer Jungen hineinschlüpfte, aber die Wachen waren zu weit verteilt, um ihn zu bemerken. Ich kann nur hoffen, dass er es geschafft hat. Mit Ausnahme von Kurt Steuer aus Theresienstadt habe ich von keinem meiner Freunde, die versucht hatten zu entkommen, je wieder gehört. Entweder wurden sie von nachrückenden Wachen, in Heuhäufen oder Schuppen versteckt, gefunden, oder von Nazi-Sympathisanten in der Bevölkerung verraten oder den Behörden ausgeliefert. Obwohl ich bei vielen Gelegenheiten überlegt hatte zu fliehen, wusste ich um das hohe Risiko und die Zwecklosigkeit solcher Versuche und habe es nicht gewagt, zu entkommen.

Unser Weg ging weiter in das offene Land, wo wir in einen Schneesturm gerieten. Jedes Mal, wenn der diensthabende SS-Unteroffizier zu den langsam vorrückenden Vorderreihen kam, schlug er uns mit seiner Reitpeitschen und brüllte: „Vorwärts, geht weiter ihr Plattfuß-Indianer!“ Beim Versuch ihm auszuweichen und schneller zu gehen, verlor ich einen meiner Handschuhe. Meine Hände, die bereits erste Erfrierungssymptome zeigten, waren so gefühllos, dass ich den Verlust erst später bemerkte, und zu der Zeit war ich schon weiter weg von diesem Platz, wo er gefallen sein musste. Wohl wissend, dass ich bei der extremen Kälte in Gefahr war, ernste Erfrierungen zu erleiden, musste ich schnell handeln. Wenn ich zurück ging, riskierte ich mein Leben bei einer kleinen Chance, den Handschuh zu finden. Aber wenn ich ohne ihn weiter ging, würde ich sicher meine Finger verlieren, wenn nicht sogar eine Hand, wie so manch anderem ergangen war. Aufgrund der Schwierigkeiten und stets gegenwärtigen Lebensgefahr war jeder in einem Zustand ständiger Angst. Ich drehte mich um und ging zurück, um meinen Handschuh zu suchen. Ich suchte nicht nur auf der Straße, sondern sah auch genau auf die Hände anderer Häftlinge. Plötzlich entdeckte ich meinen gelb-schwarzen Handschuh an der rechten Hand eines Mannes. Ich ging zu ihm und fragte: „Wo ist der linke?“ Aber er konnte den anderen nicht zeigen. Ich zeigte ihm meinen und im selben Augenblick zog ich ihm seinen ab. Bevor er richtig wusste, was geschah, drehte ich um und lief zu meinen Freunden zurück. Die anderen Häftlinge, die Zeugen dieses Vorfalls gewesen waren schritten nicht ein. Sie hatten offensichtlich verstanden, dass ich der rechtmäßige Eigentümer dieses Handschuhs war.

Während dieses Zwischenfalls begegnete ich einem meiner Kollegen aus der Benzinfabrik, einem belgischen Juden, dessen Name mir entfallen ist. Er war überrascht, mich „in so guter Verfassung“ zu sehen, Seine Hände und Gliedmaßen waren schlimm von Erfrierungen betroffen, und seine Überlebenschancen waren gegen Null gesunken. Er sagte mir, dass er niemals gedacht hätte, dass ich so gut zurechtkomme und in besserem Zustand sei als er. Er bezog sich darauf, dass er körperlich viel stärker gewesen war als ich. Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nichts für ihn tun. In unserem gegenwärtigen körperlichen Zustand konnten die Häftlinge sehr wenig füreinander tun. Folglich waren wir völlig der Gnade

von Umständen ausgeliefert, auf die wir keinen Einfluss hatten. Es gab immer noch Unterschiede, wie gut Einzelne überleben konnten, die auf individueller Kraft, Geistesgegenwart, Ausdauer und, selbstverständlich, dem körperlichen Zustand beruhten. Allerdings verloren diese Unterschiede an Bedeutung, je größer die Schwierigkeiten und Entbehrungen wurden. Während dieser Phase des Todesmarsches hinkten, stolperten und schwankten wir in ungeordneten Reihen umher, bewacht von einer abnehmenden Anzahl völlig erschöpfter und ausge-laugter SS-Männer, denen offenbar egal war, was passierte, solange wir uns weiterbewegten.

Am Tag bevor unsere „Armee der Verdammten“ in ein kleines Dorf in Oberschlesien nahe Oppeln kam, fingen die Hunde zu heulen und die Kinder zu schreien an. Das war schwer zu ertragen,- mehr als alles andere machte ihre Reaktion uns klar, in was für einem erbärmlichen Zustand wir waren und welch schrecklichen Anblick wir boten. Am selben Tag erreichten wir einen Bauernhof, wo wir über Nacht bleiben sollten. Ein SS-Scharführer begrüßte uns, indem er uns beschimpfte: „Schweinehunde, ausgefranzte Arschlöcher, Hurensöhne, wir werden euch zeigen usw. ...“ Er stieß uns weg von den Milchkannen, aber ich hatte es schon geschafft, einige Schlucke zu trinken. Er scheuchte uns vom Kuhstall in den Schweinestall und meinte, das sei ein passender Platz für Bastarde wie uns. Wir fanden Wärme dort und teilten uns ein paar Kartoffeln und anderes Futter mit den Schweinen. Die Schweine störten sich nicht an uns. Es wurde zu einer der besten Übernachtungen auf unserem Weg

Die Schäden durch Erfrierungen nahmen zu. Hände und Beine zeigten große Beulen oder infizierte Wunden und, in fortgeschrittenen Stadien, wurden sie schwarz oder blau. Unfähig, ihre Verdauung zu kontrollieren und ohne Reinigungsmöglichkeiten wurden die Männer mit kleinen Wunden in unteren Körperbereichen ernsthaft infiziert. Zu dieser Zeit waren alle weiblichen Häftlinge ausgefallen und verschwunden. In der 2. Woche des Marsches begann ich zu humpeln. Ich konnte meine völlig durchnässten Schuhe nicht ausziehen, denn es wäre mir nie gelungen, sie wieder über die grotesk geschwollenen Füße zu bekommen. Fast alle meine Freunde waren tot, es gab niemanden mehr, der hätte Hilfe leisten können. Jeder war jetzt auf sich gestellt und viele Häftlinge verwilderten zusehends. Es geschah nicht selten, dass jemand getötet wurde für einen Kanten Brot. Ich fühlte mich so schwach, dass ich beschloss – ohne an die Konsequenzen zu denken – nicht weiterzugehen, sondern in einen Heuschaber zu kriechen, in dem wir die letzte Nacht verbracht hatten. Es gab noch vier andere Häftlinge, die die gleiche Entscheidung getroffen hatten, drei davon hatten einen besonderen Plan für die Flucht. Nachdem die meisten Häftlinge am Morgen aufgebrochen waren, erschienen SS- Männer mit Hunden, um nach versteckten Häftlingen zu suchen. Sie fragten uns, ob wir imstande wären, weiter zu laufen und wir verneinten das. Sie schienen recht freundlich zu sein, aber bittere Erfahrungen hatten mich gelehrt, den freundlichen sogar noch mehr zu misstrauen als anderen. Die drei Häftlinge, die noch bei relativ guter Gesundheit waren und tatsächlich noch laufen

konnten, wurden weggeführt, vermutlich, um erschossen zu werden. Anschließend kamen Volkssturm-Männer, die von einem Major der Feldpolizei geführt wurden und in Begleitung einiger Hitlerjungen waren, in die Hütte. Wir beiden Übriggebliebenen wurden auf einen von Pferden gezogenen Wagen gestoßen, der schon voll war mit anderen Häftlingen, die auch nicht mehr laufen konnten. Mit gezogener Walther-Pistole schrie der Polizei-Major uns an: „Wir werden euch Schweinen schon zeigen, wie die Russen anmarschieren!“ und trat wieder nach uns. Die meisten Häftlinge auf dem Wagen hatten furchtbare Schmerzen und ihre Klagen füllten die Luft. Ich hatte selber beträchtliche Schmerzen, es war kaum zu ertragen. Diese Szene schien die Nazis zu amüsieren.

Wir kamen durch zwei Ortschaften, natürlich ohne Wasser oder Lebensmittel zu bekommen. Aber der bloße Anblick der Stadt war schon quälend, denn wir waren den Anblick und die Geräusche eines relativ normalen Alltagslebens nicht mehr gewohnt. Aber sogar hier war die Situation nicht mehr so wie früher. Durch plärrende Lautsprecher wurde die Bevölkerung zur sofortigen Evakuierung aufgerufen.

„Ich werde euch Bastarden beibringen, wie die Russen näherkommen“, wiederholte der Major. Mit diesen Worten und gezogener Pistole befahl er uns aus dem ersten Wagen auf einen anderen Transporter umzusteigen. Der Major vergaß dabei nicht, die Kranken und schwer Verletzten, die mittlerweile kaum noch kriechen konnten, zu treten, weil sie nicht schnell genug waren.

Als wir zu einem Platz kamen, umgeben von Stacheldraht, Wachtürmen und SS-Wachen mit Maschinengewehren im Anschlag, erfuhren wir von unseren Wachen, dass wir im Zwangsarbeitslager Reichenbach angekommen waren, in welchem weibliche Häftlinge für die Waffenindustrie arbeiteten. Das Lager war noch nicht vervollständigt, aber schon überfüllt von Frauen. Wir wurden in ein Gebäude mit Betonfußböden gebracht. Die Kapos, gewöhnliche Berufsverbrecher, Mörder oder Diebe, welche die Aufsicht über die Mithäftlinge hatten, warteten schon auf uns. Der eine, der für meine Gruppe zuständig war, war ganz klar ein Sadist. Er genoss seine Grausamkeiten und schlug uns mit einem schweren hölzernen Stock, beschimpfte uns dabei und lachte über unser Elend, – er machte uns das Leben zur Hölle.

Die meisten von uns hatten unbehandelte Verletzungen und verfaulende Wunden. Fleisch fiel von Gliedern, Knochen staken heraus. Andere litten unter akuten Infektionen wie Lungenentzündung, Wundrose, Durchfällen, Typhus oder Fleckfieber. Unnötig zu sagen, dass es keine ärztliche Hilfe für uns gab. Das Essen wurde gewöhnlich vom Sadisten Joe ausgeteilt, dem Kapo mit dem grünen Dreieck vor der Nummer. Er wurde dick auf unsere Kosten. Ein großer Teil unserer Rationen ging zu seinen Leuten, berufsmäßigen Mördern und Dieben, die auch alle ein grünes Dreieck trugen. Wir nannten diese Kriminellen deshalb „Grüne“. Eines Tages versuchte ein junger polnischer Jude, eine zweite Mahlzeit zu bekommen, indem er sich zweimal für eine Brotration Brot anstellte. Er hatte damit schon einmal Erfolg gehabt. Dieses Mal jedoch erwischte Joe ihn und

schlug ihn wegen dieses Betrugsversuchs furchtbar zusammen, an den Verletzungen starb er kurz darauf. Das Verhalten dieses Kapos wurde jeden Tag schlimmer. Eines Morgens kam er herein und brüllte: „Wie viele von euch stinkenden Kadavern sind letzte Nacht gestorben – nur so wenige? Ich werde euch zeigen, wie ich euch loswerde.“ Damit ging er zu einem älteren Mann, der sehr krank war. Wahrscheinlich dachte der, er werde sowieso bald sterben und brachte den Mut auf, Joe nach mehr Brot zu fragen. Joes Antwort darauf waren Schläge auf den Kopf und die Schultern, bis der alte Mann bewusstlos war und blutete. Gnädigerweise starb er kurz darauf. Solche Ereignisse waren nicht unüblich. Was ungewöhnlich war, genau derselbe Kapo warf mir öfter mal ein extra Stück Brot rüber. Er war unberechenbar in seinen Vorlieben und Abneigungen.

Da mehr Leute starben, gab es zusätzlichen Platz für die Überlebenden. Einige von denen, die noch herumlaufen konnten, warteten auf den Tod der Schwächeren, um zu sehen, ob sie Essensreste oder Brotkrümel auf dem Leichnam oder sich „Schätze“ aneignen könnten, wie Kleidung oder Schuhe. Manche Häftlinge warteten noch nicht einmal, bis ihr Opfer wirklich tot war. Ein holländischer Mithäftling – ein politischer Gefangener mit rotem Dreieck, der neben mir auf dem Fußboden lag – starb an Tuberkulose oder Lungenentzündung. Er sah aus wie sechzig. Einige Häftlinge grabschten sich seine Sachen, außer seiner Brieftasche, die ihnen nichts nutzte. Als ich nachschaute, fand ich Fotos von seiner attraktiven Frau, seinen lieben Kindern und einem schönen Zuhause. Die Mitgliederkarte von einer Gesellschaft für Tuberkulose-Prävention gab sein Alter an: er war 36 Jahre alt. Da gab es einen bewegenden Brief von seiner Frau und eine an sie adressierte schlichte Postkarte, die er nie abschicken konnte.

Dann kam ein ziemlich bitterer Moment für mich. Die Schmerzen in meinen Beinen und Füßen wurden so unerträglich, dass ich meine Schuhe auszog. Die Lumpen, die meine Füße umhüllten, waren verkrustet mit Blut und Eiter. Als ich sie abpulte, sah ich, dass meine Zehen nur noch eine Masse rohes Fleisch waren. Ich beugte mich nach unten und riss das erste Glied von jedem Zeh meines rechten Fußes ab und warf es weg. Ich war völlig verzweifelt. Zuhause in Prag hatte ich mit diesen Füßen Preise im Sport gewonnen, wobei diese Füße eine wichtige Rolle gespielt hatten. Nun, falls ich überleben würde, wäre ich ein Krüppel.

An einem dieser fürchterlichen Tage begegnete ich Hans Strauss. Er war auch ein Kapo mit grünem Dreieck auf seiner gestreiften Jacke, das hieß, er war ins KZ geschickt worden, weil er ein Mörder oder Berufsverbrecher war. Aber es war anders. Er war der einzige Kapo in Reichenbach, der etwas menschliches Interesse an seinen Mithäftlingen zeigte. Er verlegte mich mit einem Freund zusammen in ein Zimmer, das unter seiner Aufsicht stand. Nach dem Austeilen der wässrigen Suppe überließ er mir meistens den schweren leeren Topf, damit ich die letzten Tropfen, die noch an den Seiten hingen haben konnte. Ich schöpfte ihn säuberlich aus, wenn nötig nahm ich die Finger oder leckte ihn geradezu aus. Hans und ich wurden Freunde, meine erste Freundschaft mit einem Mörder. Obwohl er klein von Statur war, war Hans muskulös und stark. Er humpelte aufgrund

eines schlecht verheilten Beinbruchs und benutzte einen Spazierstock, um sich fortzubewegen. Dennoch versuchte er immer noch anderen zu helfen, die nicht mehr laufen konnten, manchmal, indem er sie trug.

Hans und ich sprachen oft über Religion, die Bibel, Gott und Jesus. Immer wenn wir das taten, fiel er auf die Knie. Ich wusste nicht, – und fragte ihn nie, – ob er das wegen seines verkrüppelten Beines tat oder aus anderen, symbolischen Gründen. Eines Tages erzählte er mir seine Geschichte: „Ich trat bei Vorstellungen auf Volksfesten auf und hatte ein eigenes kleines Zelt mit einem tiefen Wasserbecken. In meinem Taucheranzug zeigte ich den Zuschauern verschiedene Kunststücke, manche waren ziemlich originell. Dann starb mein Vater, und meine Mutter heiratete bald noch einmal. Sie war noch relativ jung. Mein Stiefvater und mein Stiefbruder waren Trinker und speziell letzteren mochte ich nicht. Eines Tages, als ich im Hinterhof Holz spaltete, hörte ich meine Mutter schreien. Mit der Axt in der Hand rannte ich zu ihr, um ihr zu helfen und fand meinen betrunkenen Stiefbruder, der dabei war, sie zu vergewaltigen. Ich verlor den Kopf und tötete ihn mit der Axt. Das war 1936. Als ich dann ins KZ kam, hat das schreckliche Leiden, das ich dort zu ertragen hatte, meine Augen geöffnet über Dinge, die ich vorher nicht imstande war zu sehen. Ich habe nie an Gott gedacht, nie gewusst, was seine Liebe mir bedeutet. Ich bin dankbar für mein eigenes Leiden, als Buße für meine Sünden. Heute bin ich ein anderer Mann, möge Gott mir gnädig sein.“

Die Tiefe von Hans' religiösen Gefühlen beeindruckte mich. Er sagte mir, bevor er zu diesem neuen Bewusstsein gelangt sei, und all die Leiden im Lager ertragen habe, hätte er nie über die Dinge nachgedacht, die ihm nun so viel bedeuteten. Er habe den Sinn des Lebens gefunden, den Sinn in einem Konzentrationslager.

EPILOG

Meine erfrorenen Füße haben mir wohl das Leben gerettet. Wenn ich in der Lage gewesen wäre, mit den anderen weiter zu laufen, und stark genug, das berüchtigte Vernichtungslager Groß Rosen zu erreichen, wäre ich höchstwahrscheinlich dort ums Leben gekommen mit all den Männern und einigen wenigen Frauen, deren Reise dort endete. Von grob geschätzt etwa 4000, die den Todesmarsch von Blechhammer begannen, haben wohl nicht mehr als 200 überlebt. Aber nur von einigen wenigen weiß ich es. Mein Vater war in Blechhammer geblieben, weil er zu krank für den Marsch war. Die russischen Truppen eroberten diese Region im Januar 1945. Er war einer der ersten, der von den Russen befreit wurde und überlebte deshalb. Schließlich trafen mein Vater und ich uns in Prag wieder. Meine Mutter, Ilse Steiner, geb. von Ornstein, war 1944 in Auschwitz vergast worden.

Im Viehwaggon nach Dachau

Im Januar 1945 kamen Gerüchte auf, dass wir das KZ Reichenbach in Oberschlesien verlassen müssten mit unbekannter Richtung. Bei den meisten kranken Mitgefangenen verschlechterte sich der Zustand mit rasender Geschwindigkeit und sie starben in hellen Scharen. Ärztliche Behandlung war nicht zu bekommen. Wie würden wir überleben? Annähernd 1000 weibliche Häftlinge, für die das Lager gebaut war, liefen in Panik herum als Reaktion auf das verbreitete Gerücht, dass sie bald verlegt würden. Sie wurden bald weggeschickt. Wir sahen, wie ihre weiblichen Kapos sie beim Versuch, Ordnung zu wahren, schlugen. Plötzlich erschienen SS-Männer, alles wurde ruhig. Die Frauen wurden in Reihen aufgestellt und verließen eilig die KZ-Baracken mit unbekanntem Ziel. Wir haben nie wieder von ihnen gehört.

Einige Tage später waren wir dran. Hans, unser Kapo war höchst pessimistisch, was unsere Überlebenschancen betraf, aber er versuchte uns Mut zu machen, so gut er konnte. Uns wurde erzählt, dass offene Güterwagen für unseren Transport bereitstünden. Da die meisten von uns aufgrund von Verletzungen nicht mehr zur provisorischen Bahnstation gehen konnten, war die Frage, wie wir zu und in die Wagen kommen würden. Diese Frage stellte die SS jedoch nicht vor ein Problem. Sie befahlen uns, in Loren zu kriechen, die eine dreieckige Form hatten, eng am Boden und weit nach oben hin.

Die Loren glitten auf einer Spur einen leichten Hang hinunter zu der Verladerrampe und wurden von Häftlingen wieder hinaufgeschoben. Diejenigen von uns, die zu schwach waren, wurden hochgehoben und hineingeworfen. Bevor wir auf diese genialen Transportmittel, die raffiniert zu Passagierfahrzeugen umgewandelt worden waren, verfrachtet wurden, bekam jeder einen ganzen und einen halben Laib Brot und ein kleines Stück Margarine. Ich schaffte es durch einen kleinen Schwindel drei Rationen zu bekommen statt einer, die erste versteckte ich unter der Decke, die ich vor einiger Zeit im Zwangsarbeitslager in Blechhammer bekommen hatte und die ich behalten hatte. Viele andere Gefangene hatten ihre Decke auf die eine oder andere Art verloren. Das zweite Brot versteckte ich unter meinem Hemd, und das dritte behielt ich in der Hand.

Drei bis vier Häftlinge wurden von anderen Funktionsgefangenen, meistens Kapos, in eine Lore geworfen. Diejenigen, die unten lagen, mussten das Gewicht der anderen aushalten, die über ihnen lagen. In einer Lore, in die ich geworfen wurde, wurde ein Bursche sofort ohnmächtig, nachdem er hineingeschmissen wurde. Bei uns war auch ein älterer Mann, der schrie vor Schmerzen, und ein vierter saß auf seinem schon brandigen, gebrochenen und furchtbar angeschwollenen Bein. Als ein paar SS-Männer sich näherten und dem Mann zubrüllten, er solle den Mund halten, tat ich alles, um ihn zu beruhigen, aber vor Schmerzen bemerkte er es nicht. Wir hatten in den Lagern gelernt, nur ja keine Aufmerksamkeit zu erregen, um den Zorn der SS-Leute nicht auf uns zu lenken. Ich hoffte ihn zu beruhigen, bis die zwei SS-Männer vorbei gegangen waren. Aber ich hatte

keinen Erfolg. Der eine SS-Unterscharführer trug einen Eisenstab und schlug ihm damit auf den Kopf. Das Leiden des Häftlings war damit sofort und für immer beendet.

Als wir die offenen Viehwaggons erreichten, waren die meisten schon überfüllt mit Häftlingen. Ein SS-Offizier überwachte verschiedene Häftlinge, deren Aufgabe es war, Kranke und Verletzte in die offenen Waggons zu werfen. Die ersten, die hineingeworfen wurden, waren am schlimmsten dran, denn sie wurden sofort bedeckt von anderen Körpern, die auf sie fielen, so dass die Wagen schließlich mit drei Lagen Unglücklicher gefüllt waren. Mehrere Häftlinge am Boden wurden zu Tode gedrückt oder erstickten kurze Zeit, nachdem sie hineingeworfen worden waren. Ich war in der Mitte von einem Waggon und Teil der zweiten Lage, nicht imstande, meinen rechten Arm und die Schulter zu bewegen. Meine Beine waren eingeklemmt zwischen den Körper der Anderen, die meine Blutzirkulation abschnitten. Einige, die mehr Glück gehabt hatten, lehnten an der Wand des Wagens, dieser feste Stand machte es ihnen möglich, ihre Füße zu gebrauchen und sich etwas Abstand zu verschaffen. Jedes Mal, wenn ein Waggon voll war, waren etwa 80 bis 100 Menschen zusammengepfercht darin wie in einer Sardinenbüchse. Zu diesem Zeitpunkt endeten viele Freundschaften, denn jeder kämpfte um sein Leben. Wir bemerkten kaum die Tatsache, dass die Wagen sich in Bewegung gesetzt hatten und unsere verhängnisvolle Fahrt begann.

Der ganze Zug bestand aus 6 Viehwaggons für die Gefangenen und nach jedem zweiten war ein geschlossener Wagen für die Wachen. Auf das Dach dieser Wagen waren kleine Türme montiert, von denen die Wachen eine uneingeschränkte Sicht in die Viehwaggons hatten und somit die vollständige Kontrolle über uns behielten. Die bemannten Türme waren mit Maschinengewehren ausgestattet. Die meisten der Wachen waren Volksdeutsche SS und Ukrainer, nur wenige waren wirklich Deutsche. Nach einer Weile fühlte mein bizarr verrenkter Körper sich völlig taub an, das rechte Bein schmerzte höllisch, es steckte zwischen einer Masse von Körpern. Ich dachte, nur durch ein Wunder kann ich mich hiervon befreien. Einige meiner Mithäftlinge beobachteten ungläubig meine Anstrengungen. Sie hatten angenommen, dass ich das Schicksal derer teilen würde, die ohnmächtig allmählich den Erstickungstod starben. Sie waren perplex, als ich mich mit der letzten Kraft drehte, zog, kroch und herausdrängte aus der Masse von Gliedern und Körpern. Ich war auf der Oberseite des Haufens aufgetaucht.

Der Horrorzug fuhr ziemlich langsam, hielt meistens nur nachts an, wenn die Gefahr, Zeugen zu bekommen, geringer war. Unser Anblick hätte sogar hartgesottene Nazis zu Regimegegnern werden lassen können. Es war unser Glück, dass es so kalt war, da verweseten die Leichen nicht so schnell wie es in Wärme geschehen wäre. Wir durften sie nicht aus den Wagen werfen, um keine Spuren zu hinterlassen. Weil die aufgedunsenen toten Körper immer mehr Platz einnahmen, wurde es für uns immer enger.

Am 3. Tag unserer Fahrt waren die Essensrationen fast aufgebraucht. Einer der Häftlinge lehnte an der Wand in einer sozusagen „Oberen Position“ und war dadurch ein Mitglied der Machtelite des Wagens. In einer ziemlich überzeugenden Rede appellierte er an uns, ihm die restlichen Vorräte zur sicheren Verwahrung zu übergeben. Er argumentierte, es ginge darum zu verhindern, dass die Gefangenen die mageren Rationen sofort verschlingen und dann Essen von den Mithäftlingen klauen. Er versprach, täglich alles gerecht zu verteilen. Er würde zwei oder drei Helfer, die auch an der Wand lehnten, ernennen für die Überwachung der korrekten Ausgabe des Essens. In der Folge entwickelte sich dieser neue Führer schnell zu einem Diktator und Tyrann. Er und seine handverlesenen Helfer zwangen uns, den Großteil unseres restlichen Brotes und die übriggebliebene Margarine herzugeben, ob wir wollten oder nicht. Am ersten Tag bekam jeder seinen gerechten Teil, aber am zweiten Tag teilte diese neue „Junta“ alles unter sich und einigen Lieblingen auf. Bald nachdem das übrige anvertraute Essen von der Machtelite aufgebraucht war, brachten die Helfer den Diktator um. Seine Herrschaft war von kurzer Dauer, und keiner weinte ihm eine Träne nach.

Immer mehr Leute starben. Viele der noch Lebenden hatten keine Kraft mehr sich zu bewegen oder zu kämpfen. Schnell waren sie von anderen bedeckt, die auf sie krochen und dort Schutz suchten vor denen, die noch kämpften und drückten. Sie starben einen langsamen und schrecklichen Erstickungstod. Ich werde nie den Moment vergessen, als plötzlich ein Arm nach oben kam, mich krallte und an meinen Lumpen zog, die ich trug, in einem vergeblichen Bemühen, die Leichen wegzudrücken, die auf ihm lagen und mich noch darüber. Dieses schreckliche Leiden, das diese Menschen ertragen mussten, ist nur schwer vorstellbar und kann selbst in schlimmstmöglichen Alptraum nicht erlebt werden.

Ich erinnere mich noch an unseren ehemaligen Blockältesten, ein kräftiger Bursche mit freundlichen braunen Augen und einem sympathischen Gesicht. Geschwächt und hilflos durch eine offensichtliche Lungenentzündung war er praktisch schon begraben von den Körpern anderer Häftlinge. Er lehnte es ab zu kämpfen und auf Kosten der anderen zu leben, indem er sie verletzte oder ihren Tod verursachte. Ich versuchte ihm zu helfen, so gut ich konnte. Er umklammerte meine Hand und schien mich beruhigen zu wollen. Ich hoffte, ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens durch Händehalten zu unterstützen. Als er starb, lag ein erleichtertes und friedliches Lächeln auf seinem Gesicht.

Als der Zug durch mehrere Bahnhöfe fuhr, konnten wir erkennen, welche Strecke wir nahmen. Von Schlesien ging es nach Mähren. Viele Bahnhöfe waren durch Luftangriffe zerbombt, überall lagen Güterwagen herum. Wir sahen, wie aktiv die Alliierten dabei waren, das Dritte Reich zu bekämpfen, und schöpften neue Hoffnung, sie schliefen demnach nicht. Am 6. Tag kamen wir durch Böhmen und ich dachte an meine Verwandten und Freunde. Was würden sie sagen, wie würden sie reagieren, wenn sie mich so sehen könnten? Heruntergekommen und abgemagert, wie ich war, würden sie mich nicht erkennen. Dann fragte ich mich, was geschehen würde, wenn ich versuchen würde zu fliehen. Tatsächlich sprangen gelegentlich

Häftlinge von den Wagen, entweder um sich umzubringen oder in einem verzweifelten, aber vergeblichen Versuch, zu entkommen.

Als der Zug einmal mitten in einer wüsten winterlichen Gegend anhielt, sprang ein einst bekannter Rechtsanwalt in seiner Verzweiflung aus dem Wagen und rief: „Ich halte das nicht länger aus, ich gehe nach Haus!“ Aus seinem Wachturm zielte ein SS-Mann mit dem Gewehr auf ihn und befahl ihm, wieder in den Zug zu steigen. Er gehorchte widerstrebend. Endlich an seinem alten Platz angekommen, wurde er kaltblütig von der SS-Wache erschossen. Ein anderer Häftling sprang aus dem Zug, als dieser gerade anfuhr und wurde sofort von Maschinengewehr-Feuer getötet. Aber auch wenn ihnen die Flucht aus dem Zug geglückt wäre, in ihrem Zustand wären sie nicht weit gekommen; ganz abgesehen davon, dass sie in ihrer Häftlingskleidung von der feindseligen Bevölkerung aufgegriffen und den Nazi-Behörden übergeben worden wären. Falls ich, entgegen aller Wahrscheinlichkeit, es geschafft hätte zu entkommen und Zuflucht bei Freunden oder Verwandten zu finden, hätte ich sie in größte Gefahr gebracht. Wäre ich entdeckt worden, wäre jeder, der mir geholfen hätte, erschossen worden. Soweit es festgestellt werden kann, ist kein Häftling, der während des Todesmarsches oder der Reise in den Viehwaggons die Flucht versucht hat, lebend davongekommen. Und ich bin sicher, mein Schicksal wäre genauso verlaufen.

Gelegentlich kam ein ukrainischer SS-Mann, um den Waggon zu inspizieren. Als er sich umsah, bemerkte er einen meiner Freunde, einen sechzehnjährigen Jungen, der neben mir kauerte und versuchte, sich in seiner halb sitzend, halb hockenden Lage einzurichten. Dabei lehnte er sich auf mich, weil es sonst nicht genügend Platz gab. Die Augen des SS Mannes waren nun genau auf ihn gerichtet, gefühllose blaue Augen, in denen die Bereitschaft zu töten stand. Er zog lässig seine Luger-Pistole heraus, als ob er sich vergewissern wollte, dass sie noch da sei. Er zielte und schoss. Das nächste was ich sah, war ein erstaunter Ausdruck auf dem Gesicht des Jungen. Seine Augen erloschen. Die SS-Wache hatte ihm durch die Halsschlagader geschossen.

Die Zeit schleppte sich dahin. Wir hatten weder zu essen noch Wasser, deshalb aßen wir Schnee und tranken unseren eigenen Urin. Wir waren jetzt alle bedeckt von Läusen und anderem Ungeziefer. Der Zug fuhr weiter, Tag für Tag. Während des sechsten Tages erkannte ich allmählich die Landschaft wieder und wusste nun, dass wir in der Nähe von Prag waren, der Stadt meiner Kindheit, in der ich jede Ecke und jeden Platz kannte, die Stadt, die ich jeden Tag wieder entdeckte, während ich aufwuchs. Die wunderschön geschnitzte Statue der Menschheit in einem der mittelalterlichen Klöster, die einen Teil des Menschen in voller Blüte und Schönheit zeigt und den anderen Teil in einem Zustand vollständigen Zerfalls, kam mir in Erinnerung. Meine Erfahrungen in diesem Zug gaben der Statue eine neue Dimension und Bedeutung. Ich hatte genug an menschlicher Zerstörungswut und Grausamkeit gesehen für ein ganzes Leben. Als junge Person von kaum 18 Jahren war ich, völlig unvorbereitet, plötzlich mit Tod, fürchterlicher Hässlichkeit und Zerfall konfrontiert. Ich dachte an die Statue im Sinne von „sub specie aeternitas“, wie Präsident Thomas

Garrigue Masaryk zu sagen pflegte, aus der Sicht der Ewigkeit, und das gab meinen Leiden einen neuen Sinn. Was bedeutet zeitweiliges Leiden im Angesicht der Ewigkeit? Welche Rolle spielen wir als Menschheit im Universum?

Es muss am 7. Tag unserer Reise gewesen sein, als wir Prag erreichten. Wir hielten in Bahnhofsnähe unter einer Brücke an und es blieben Leute stehen, um uns zu sehen. Sie müssen Mitleid gehabt haben, denn sie warfen Nahrungsmittel von der Brücke in die Waggons und brachten uns Wasser herunter. Das war das erste Mal in all dieser Zeit, dass wir frisches Wasser bekamen, außer dem Schnee, der vom Himmel fiel. Es bekamen jedoch nicht viele Häftlinge etwas davon ab, denn die Kräftigeren warfen sich auf das Wasser und verschütteten das meiste davon.

Als der Zug weiterfuhr, wurden die noch lebenden Häftlinge immer unruhiger. In den Wagen lagen nun Haufen von verwesenden Körpern. Einige Häftlinge kämpften um mehr Platz, z.B. zwei Brüder und ihr Freund. Es handelte sich um die einstigen Helfer des Diktators, den sie ermordet hatten. Die drei lehnten an der Wand des Wagens. Es war ihnen gelungen diese bevorzugte Stellung zu halten, weil sie alle, die ihnen zu nah kamen, wegstießen oder traten. Schließlich, als sie kein Brot mehr hatten und immer weniger Platz verfügbar war – die Leichen dachten gar nicht daran sich zu bewegen – beschlossen die Brüder, den Freund weg zu schieben. Er hatte eine schlimme Grippe und war zu heiser, um zu sprechen und zu krank, um sich zu verteidigen. Zuerst neckten sie ihn, dann drohten sie damit, ihn in die Mitte zu werfen, wo er von anderen zertrampelt würde, was den sicheren Tod brachte. Er konnte weder ihre Feindseligkeit verstehen noch sich bewegen, um ihnen mehr Platz zu schaffen. Obwohl er mit seiner rauen, kaum hörbaren Stimme versuchte, mit seinen Freunden zu verhandeln, zeigten sie keine Gnade, sondern stießen ihn weg von seiner Position an der Wand in die Mitte des Wagens, wo er auf den Köpfen und Gliedern von anderen Häftlingen landete. Niemand konnte dieses Gewicht lange aushalten, so wurde sein Körper im offenen Wagen gestoßen, getreten und geschupst, bis er zu Tode geschlagen war.

Wie jeder andere versuchte ich, meinen kleinen Platz zu halten. Oft wurde ich bedroht oder sogar angegriffen, aber meine Verzweiflung gab mir immer wieder die Kraft, mich mit Fäusten, Füßen und meinen starken Zähnen zu wehren. Ich biss meine Angreifer, so fest ich konnte. Mein Gesicht und Körper waren übersät mit blauen Flecken und Schürfwunden. Erik Schwarz, mein junger tschechischer Freund, der neben mir kauerte und den ich versuchte zu beschützen, hatte den rechten Fuß schon so verfault, dass die Decke, die ich ihm geliehen hatte, mit Eiter, Kot und Urin bedeckt war. (Ich hatte zwei Decken organisieren können, während die meisten anderen nur eine hatten). Der Fuß hing nur noch an einem Stückchen Haut. Er hatte auch Durchfall und einige andere Infektionskrankheiten. Er konnte sich nicht länger aufrecht halten und lehnte sich schließlich über mich. Das machte es mir fast unmöglich zu atmen und ich begann zu ersticken. Ich bat ihn, etwas zur Seite zu rücken, denn ich konnte sein Gewicht und seine Exkremente nicht länger ertragen. Die Kerle neben uns fingen auch an sich zu beschweren. Endlich wurde Erik aus seiner Position weggestoßen, geschlagen, getreten und landete in der Mitte des Waggons, seine

Finger und Glieder waren von anderen Gefangenen gebrochen worden. Er starb in fürchterlicher Agonie, seine Hand zum Himmel zeigend.

In diesem Stadium verloren einige Häftlinge den Verstand, sie sprangen aus dem fahrenden Zug. Und jetzt tranken auch noch mehr ihren eigenen Urin. Wir fuhren durch Pilsen, eine tschechische Stadt, aus der das Pilsener Bier stammt. Einige Arbeiter, die in der Nähe des Bahnhofs zu tun hatten, brachten uns etwas zu essen. Sie hatten kaum genug Zeit, mit uns zu sprechen und uns Essen, Wasser oder Bier zu geben, oder was immer sie gerade dahatten, als die SS-Wachen auch schon kamen und sie grob mit ihren Gewehren zur Seite stießen.

Kurz danach überquerten wir die Grenze zu Bayern. Wieder hielt der Zug an, aber wir bekamen weder Wasser noch sonst etwas. Halb begraben von furchtbar riechenden, verwesenden Körpern, hatten nur wenige der noch lebenden Häftlinge irgendeine Hoffnung. Ich war vollkommen zerstört. Ein verwirrter Häftling kam aus einem anderen Waggon zu uns geklettert. Er blutete furchtbar aus einer Schusswunde. Fast jeder versuchte, ihn davon abzubringen oder protestierte, weil die SS unnötigerweise auf uns alle aufmerksam werden könnte. Er wusste zu dieser Zeit offensichtlich nicht, was er da tat und konnte sich weder vor- noch zurückbewegen. Plötzlich erschien ein SS Mann und erschoss ihn. An diesem Punkt setzte mein Verstand aus, ich verlor die Selbstbeherrschung und rief der Wache zu: „Warum erschießt du mich nicht auch?“ Aber er lachte nur und ging davon, so schnell wie er gekommen war.

Meine Situation wurde zunehmend schlimmer, als der Zug weiterfuhr. Einige der Kerle neben mir warnten mich, wenn ich weiter so viel Platz belegen würde, käme ich auch in die Mitte des Waggons, würde von den anderen zu Tode getrampelt und würde den Leichenberg weiter erhöhen. Zu diesem Zeitpunkt lebten nur noch die körperlich Kräftigsten und die, die etwas Glück gehabt hatten. Die beiden Brüder, die vorher ihren einstigen Freund getötet hatten, fingen an sich zu streiten und machten mich zu ihrem Sündenbock. Ich konnte meinen Platz nicht länger halten und wurde von ihnen in die Wagenmitte geworfen. In meiner Verzweiflung sah ich mich nach Hilfe um, aber ein Einfall rettete mich. Da gab es noch eine freie Seite neben dem stinkenden, schleimigen Haufen glasig aussehender Körper, an die ich mich anlehnen konnte. Ich bohrte meine Absätze zwischen zwei Leichen und verschaffte mir so etwas Halt. Eine von den Leichen, auf die mich abstützte, war die meines Freundes Erik. In dieser Position blieb ich etwa einen ganzen Tag lang. Als ich fühlte, dass ich es nicht länger aushalten würde, hielt der Zug an. Die Waggons wurden von Häftlingen geöffnet, die uns erzählten, wir wären in Dachau angekommen.

Die SS -Wachen, die uns in dem Lager empfingen, waren entsetzt über unser Aussehen. Wir waren gesättigt von dem kränklich-süßen Geruch verwesender Körper, der sich in der Luft hielt. Einige zeigten sogar Mitleid und versuchten uns zu helfen. Sie schlugen uns nicht und redeten uns höflich an. Ich wurde von einem als Wache aufgestellt für einen nahe gelegenen Wasserhahn, der von Häftlingen belagert wurde, die kein Wasser zu trinken hatten seit Antritt unserer grausamen Fahrt – meine

erste und letzte Position als Autorität in den Todeslagern der Nazis. – Das Wasser von diesem Hahn war verschmutzt und kein Trinkwasser.

Nach endlosem Warten wurden wir durch die Registrierung, Dusche und Desinfektion geschleust und erhielten sogar frische Kleidung. Wir fühlten uns sehr erleichtert ohne die dreckigen Lumpen und Läuse und um einiges sauberer. Die wenigen Dinge, die wir noch besessen hatten, waren uns abgenommen worden. Sie nahmen mir die Fotos meiner Mutter, ebenso die wichtigen Sachen, die ich an verschiedenen Stellen des Körpers versteckt hatte: Papiere, Notizen, Medikamente und ein schönes Taschenmesser, das ich in Auschwitz-Birkenau ergattert hatte. Ich fühlte mich ziemlich schuldig wegen der Medizin, die ich einem Mithäftling hätte geben können, als er mich darum bat, aber ich hatte es abgelehnt. Mir hatte sie geholfen bei einer Lungenentzündung, die sonst vielleicht tödlich gewesen wäre. Während wir darauf warteten in eine Baracke eingewiesen zu werden, kam ein SS-Hauptsturmführer, um uns zu inspizieren und mit uns zu reden. Weil ich der „Fitteste“ von den überlebenden Wracks war und gut Deutsch reden konnte, wurde ich, ohne es zu wollen, umgehend zum Sprecher der Gruppe ernannt. Mit der Kühnheit von einem, der nichts mehr zu verlieren hat, sagte ich zu dem SS-Offizier und Mitglied des Sicherheitsdienstes: „Sie können selbst sehen, in was für einer Verfassung wir sind. Entweder erschießen Sie uns und beenden dieses unsagbare Elend, oder Sie helfen uns, am Leben zu bleiben.“ Der SS-Hauptsturmführer war beeindruckt von meinem kühnen Auftreten. Er befahl dem Blockältesten der Krankenbaracke, in die wir eingewiesen worden waren, uns Extrarationen zu geben. Die erhielten wir tatsächlich für die nächsten zwei Wochen. Das hat uns vermutlich das Leben gerettet, oder es einigen zumindest etwas verlängert. Manche Häftlinge aus der Gruppe mit unbehandelten Erfrierungen, entzündeten Wunden und anderen Infektionen und Krankheiten starben. Andere lebten lange genug, um die Befreiung am 29. April 1945 durch Teile der 7. US-Armee, der berühmten „Rainbow-Division“, zu erleben.

Die meisten von uns, die ihren Peinigern standgehalten hatten, konnten das nur durch den festen Willen zu überleben, obwohl kaum einer wirklich daran glauben konnte. Die meisten meiner Verwandten und Freunde sind in Todeslagern ums Leben gekommen. Ich überlebte, habe aber meine frühere Kraft eingebüßt, zu lieben und glücklich zu sein.

Die Texte bilden zusammen mit Anhängen, u.a. Familienbildern, einem Foto aus Dachau, Registrierung seiner Entlassung aus dem KZ Dachau, Dokument über die Verleihung der tschechischen Ehrenmedaille für aktive Beteiligung am Widerstand, einen zusammenhängenden Bestand im USHMM Steiner, John M.; Claims Conference Holocaust Survivor Memoir Collection (United States Holocaust Memorial Museum) *Reflections on experiences in Nazi death camps*: by John M. Steiner (ca. 1975, ohne Jahreszahl, digitalisiert 2019. 70 Seiten. Publication date 2001), www.archive.org/details/reflectionsonexp01stei/mode/1up

Die vier Texte wurden von Bettina Allen und Anne Fahrenberg, unterstützt von Frank Illing, übersetzt. – Die Fußnoten wurden nicht übernommen, siehe jedoch Dokumentationsband.

1. 2 John Michael Steiner – Biographie

Steiners Biographie wird hier seinen Forschungsarbeiten vorangestellt. Ein kurzer Lebenslauf steht in seiner Doktorarbeit 1968. Gedenkworte am Grab John Steiners in Novato, Ca., sprach Philip Zimbardo, Sozialpsychologe an der University of Berkeley. – Ein ausführlicher Eintrag wurde für die deutsche und die englische *Wikipedia* verfasst. Dies geschah in Absprache mit seinen Familienangehörigen Ulrike Steiner und Ingmar Steiner sowie den wenigen überlebenden Freunden. https://de.wikipedia.org/wiki/John_Michael_Steiner

Eine andere Form und besondere Eindringlichkeit haben seine Erfahrungsberichte aus den Konzentrationslagern Auschwitz, Reichenbach und Dachau. Diese dreiteilige Schilderung kontrastierte er beziehungsreich mit einem anderen Bericht: seine nachmittägliche Kaffee-Einladung bei dem ehemaligen Rüstungsminister Albert Speer im Jahr 1975. Eine doppelbödige und paradoxe Szene, in der ehemaliger KZ-Häftling und der ehemalige Rüstungsminister Hitlers zusammentreffen.

Es sind drastische Erfahrungsberichte, die verständlich machen können, weshalb Steiner sich dem Studium der Soziologie und Sozialpsychologie zuwandte und sich lebenslang so nachdrücklich in der Täterforschung engagierte. Diese doppelte Existenz als Auschwitz-Überlebender und als amerikanischer Holocaust-Forscher Professor zeigt sich unmittelbar, wenn Steiner in der vierteiligen Reportage „Gesichter des Bösen“ (SPIEGEL TV und ZDF, entstanden 2009) den Film kommentiert: als betroffener „Zeitzeuge“ und dann als Holocaust-Forscher.

Mit der *Universität Freiburg* war Steiner durch seine *Promotion* 1968 im Fach Soziologie, als freier Mitarbeiter in dem Freiburger Forschungsinstitut für Weltzivilisationen (später Arnold Bergstraesser-Institut) und durch weitere Forschungsaufenthalte am *Psychologischen Institut* verbunden; diese wurden durch Stipendien der *Alexander von Humboldt-Stiftung* und der *Fulbright-Stiftung* ermöglicht. Er fand Unterstützung auch im Kreis seiner Freunde.

Lebenslauf Steiners in seiner Doktorarbeit 1968

Am 3.8.1925 wurde ich in Prag als Sohn des Prokuristen des Prager Bankhauses Petschek Kurt J. Steiner und seiner Ehefrau Ilse, née Ornstein, geboren. Meine Mutter hatte an der Karls-Universität Anglistik studiert. In Prag kam ich zunächst in einen englischen Kindergarten, dann in eine deutsche Volksschule und später in das tschechische Neruda-Realgymnasium auf der Kleinseite.

Nach dem Ableben des damaligen Reichsprotektors Reinhard Heydrich wurde ich im Verlauf der Vergeltungsmaßnahmen am 10. August 1942 im Auftrag der Gestapo verhaftet, in das Prager Sammellager gebracht und von dort vorerst in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt. Im Spätsommer 1943 wurde ich nach Auschwitz-Birkenau transportiert und kam von dort im Frühjahr 1944 nach Blechhammer (Ehrenforst). Nach dem Zusammenbruch der Ostfront

wurde das Arbeitslager Blechhammer liquidiert und ein Teil der marschfähigen Häftlinge, zu denen ich gehörte, musste zunächst den Todesmarsch in das Konzentrationslager Reichenbach überstehen. Von dort wurden die überlebenden Häftlinge in Viehwaggons nach Dachau transportiert, wo schließlich Anfang Februar 1945 ein kleiner Teil der ursprünglichen Gruppe ankam. Am 29. April befreiten amerikanische Truppen Dachau; im Juni war ich nach langer Krankheit als Folge von Erfrierungen endlich transportfähig und wurde nach Prag repatriert. Meine Eltern und Verwandten waren ebenfalls ins Konzentrationslager gebracht worden. Meine Mutter kam in Auschwitz durch Vergasung ums Leben, mein Vater lebt heute in München.

1948 maturierte ich am tschechischen Neruda-Realgymnasium und begann dann Medizin zu studieren. Um mein weiteres Studium finanzieren zu können, arbeitete ich nebenbei als Verbindungsbeamter bei der United Nations Reconstruction and Rehabilitation Administration (UNRRA). Aus ideologischen Gründen verließ ich Anfang 1949 die Tschechoslowakei und wanderte zunächst nach Australien aus. An der Universität von Melbourne studierte ich Germanistik, Psychologie, Philosophie und politische Wissenschaften und war außerdem als statistischer Sachbearbeiter, Dolmetscher und Berater von Einwanderern beim Ministerium für Immigration in Canberra und Melbourne tätig.

Ende Dezember 1952 ging ich in die Vereinigten Staaten, wo ich an der Universität von Missouri in Columbia/Mo. ein Stipendium erhielt und im Februar 1955 mein Studium mit dem Artis Magister (A.M.) in Soziologie und Germanistik abschloss. Das Thema meiner These lautete: Gefühl und Empfindung in den Werken und Briefen Heinrich von Kleists und behandelte literatur-soziologische und sozial-psychologische Aspekte seiner Schriften.

Von April 1955 bis Juli 1956 war ich als Industrial Therapist in einer staatlichen Anstalt für Geistesgestörte in Fulton/Mo. tätig, in der ich mit der Aufgabe betraut wurde, eine therapeutische Abteilung aufzubauen und zu leiten.

Im September folgte ich einer Einladung an die Universität von Kalifornien in Berkeley, wo ich als Lecturer im Department of Speech unterrichtete und an der gleichen Universität Vorprüfungen für den Doctor of Philosophy in Soziologie und Sozialpsychologie ablegte (1958). Im gleichen Jahr war ich außerdem als Strafvollzugsberater (correctional counselor) in der kalifornischen Landesstrafanstalt San Quentin tätig. Von 1959 bis 1961 arbeitete ich als Forschungs-Sozialpsychologe bei der amerikanischen Luftwaffe und kehrte August 1961 wieder nach Kalifornien zurück, um dort weiter an der Staatsuniversität zu unterrichten.

Im Mai 1962 ging ich nach Deutschland, um für meine soziologische Forschungsarbeit über die SS an Ort und Stelle Material zu sammeln und Interviews durchzuführen. Von März 1962 bis März 1963 war ich freier Mitarbeiter an der Freiburger Forschungsstelle für Weltzivilisation, die unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Dr. Arnold Bergstraesser stand. Ich arbeitete über das Thema: Minderheiten und Rassen im Kulturwandel der Gegenwart.

Von April 1964 bis September 1964 war ich wissenschaftlicher Assistent im *Institut für Kriminologie und Strafvollzugskunde* an der Universität Freiburg. Von Oktober 1964 bis Juli 1967 war ich Forschungsstipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung. Zusätzlich zu anderen Forschungsprojekten benutzte ich diese Zeitspanne zur Ausarbeitung der vorliegenden Dissertation.

All meinen akademischen Betreuern bin ich zu Dank verpflichtet, vor allem Herrn Professor Dr. Heiß, Herrn Professor Dr. Popitz und Herrn Professor Dr. Faust. Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Professor Dr. Eduard Baumgarten, der mir mit freundschaftlicher Geduld und Anregung zur Seite stand, sowie der Alexander von Humboldt-Stiftung, die diese Arbeit von Oktober 1964 bis Juli 1967 großzügig gefördert hat.

John Steiner

Lebenslauf in der Wikipedia

John Michael Steiner (* 3. August 1925 in Prag; † 6. Mai 2014 in Novato, Kalifornien) war ein tschechisch-US-amerikanischer Soziologe und Holocaust-Forscher.

Leben

Steiner wurde als Sohn des Bankprokuristen Kurt J. Steiner und seiner Ehefrau Ilse, geb. von Ornstein, geboren. Er wuchs in einem christlichen Elternhaus in Prag auf und besuchte einen englischen Kindergarten, eine deutsche Volksschule und das tschechische Neruda-Realgymnasium. Ein jüdischer Großvater wurde der Anlass für die Verfolgung durch die nationalsozialistischen Machthaber. Nach dem Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich 1942 wurde Steiner verhaftet und in mehrere deutsche Konzentrationslager (Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau, Blechhammer, Reichenbach) und zuletzt nach Dachau verschleppt, wo er 1945 von amerikanischen Truppen befreit wurde. Seine Mutter und andere Familienangehörige wurden in Auschwitz ermordet, sein Vater überlebte.

Nach Prag zurückgekehrt konnte er das Abitur ablegen und von 1946 bis 1949 an der Karls-Universität Medizin studieren. Mit den neuen kommunistischen Machthabern kam er in politischen Konflikt, so dass er zeitweilig inhaftiert wurde. So verließ Steiner Prag und wanderte nach Australien aus, wo er an der Universität Melbourne Germanistik und Psychologie studierte und als Dolmetscher und Berater von Einwanderern tätig war. Das Studium beendete er 1952 mit dem B.A. Ein Stipendium ermöglichte 1952 die Reise in die USA, wo er an der Universität von Missouri, Columbia, 1955 den M.A. in Soziologie und Germanistik absolvierte und Lehrbefugnis erhielt. Anschließend engagierte er sich als Berater, u. a. in einer staatlichen Anstalt für geistig Behinderte sowie in der kalifornischen Strafanstalt San Quentin. Von 1956 bis 1959 unterrichtete er an der School of Speech, University of California, Berkeley, und konnte sich

zugleich auf die Promotion in Soziologie und Sozialpsychologie vorbereiten. 1958 wurde er US-Bürger.

Der Aufenthalt in Deutschland ab 1962 war geplant, um das Material für die Dissertation über die soziale Struktur und die zwischenmenschlichen Beziehungen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern zu sammeln. Steiner war von 1963 bis 1964 freier Mitarbeiter im Freiburger Forschungsinstitut für Weltzivilisationen, dem späteren Arnold-Bergstraesser-Institut, tätig und regte zugleich neue Ansätze der Rehabilitation von Straftätern in der Freiburger Strafanstalt durch Gruppentherapie (Group Counseling) an – in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kriminologie und dem Psychologischen Institut der Universität Freiburg. Ein Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung ermöglichte den Abschluss des ersten Forschungsvorhabens mit der Dissertation *Power Politics and Social Change in National Socialist Germany. A Process of Escalation into Mass Destruction* (Machtpolitik und sozialer Wandel im nationalsozialistischen Deutschland. Ein Prozess der Eskalation in die Massenvernichtung). Die Promotion wurde durch den emeritierten Soziologen Eduard Baumgarten in Freiburg betreut. Im Jahr 1968 wurde Steiner als Professor of Sociology an die Sonoma State University, California, berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1997 lehrte. Anschließende Forschungsvorhaben in Deutschland und Österreich wurden durch Stipendien der Fulbright-Kommission 1974/1975 und der Alexander von Humboldt-Stiftung 1981/1982 gefördert. Steiner erhielt 2004 in Würdigung seiner Forschung das Bundesverdienstkreuz.

Werk

Steiner gehörte zu den wenigen Holocaust-Überlebenden, die in ihrer späteren Forschung als Soziologen oder Psychologen direkten Kontakt zu den Tätern in den Konzentrationslagern suchten. Mit inhaftierten KZ-Aufsehern und zahlreichen Angehörigen der SS und Waffen-SS hoher und einfacherer Dienstgrade führte er Interviews zu ihrer Biographie und ihrer Funktion im NS-Staat, wobei er seine Identität als Auschwitz-Überlebender nur bei direkter Nachfrage einräumte. Diese Interviews, beispielsweise mit dem „Henker von Buchenwald“ Martin Sommer, und viele autobiographische Texte sind als Transkripte, teils auch als Video, erhalten. Ein Teil dieses Materials befindet sich im Holocaust Center in Washington. Auf vielfältige Weise fand Steiner Zugang zu anderen Personen und Zeitzeugen, z. B. Felix Steiner und Karl Wolff (jeder ein General der Waffen-SS und SS-Obergruppenführer), Hitlers Sekretärin Christa Schroeder und Albert Speer.

Diese Forschung über die Sozialpsychologie der Täter und das Thema Autoritäre Persönlichkeit im Nachkriegsdeutschland waren aus mehreren Gründen schwierig, denn fast ausnahmslos vermieden die deutschen Soziologen und Psychologen die eigentlich naheliegende empirische Forschung zu diesem Thema, die angesichts des Lebensalters der Beteiligten so dringend war. Ermutigt wurde Steiner durch Erich Fromm, der wesentlichen Anteil an der sozialpsycho-

logischen Theorie des autoritären Charakters (autoritäre Persönlichkeit) hatte. Unterstützung fand er bei dem Generalstaatsanwalt in Hessen Dr. Fritz Bauer und dem Ministerialbeamten Dr. Heinz Meyer-Velde sowie dem Kriminologen Prof. Armand Mergen. Der Namensvetter Felix Steiner, General der Waffen-SS, sowie andere Generäle halfen dem „amerikanischen Professor“ (nicht wissend, dass er Auschwitz-Überlebender war), mehrere Hundert Mitglieder der Waffen-SS und der Wehrmacht zu finden, die zwischen 1962 und 1966 bereit waren, einen Fragebogen auszufüllen. Steiner war seinerseits Berater des vieldiskutierten Stanford Prison-Experiment des kalifornischen Sozialpsychologen Philip Zimbardo.

Die Interviews ergaben Einblicke in typische Muster der persönlichen und familiären Vorgeschichte, in Lebensläufe und Motive, sich zur SS oder Waffen-SS zu melden, Angehöriger eines Totenkopfverbandes (KZ-Bewachung) oder der Gestapo zu werden. Außerdem fand er Hinweise, dass diese Organisationen relativ durchlässig waren, d. h. Meldungen oder Versetzungen zwischen den Organisationen und Eingliederungen nicht unüblich waren. Ein zweites Projekt – mittels Fragebogen – galt dem Vergleich der sozioökonomischen Daten sowie vor allem der sozialen und politischen Einstellungen, insbesondere der typischen Merkmale der „autoritären Persönlichkeit“, bei Angehörigen der Waffen-SS und SS und Angehörigen der Wehrmacht.

Die ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und SS unterschieden sich von jenen der Wehrmacht in ihrer politischen Überzeugung und Wertorientierung. Im Durchschnitt äußerten jene sich stärker autoritätsbezogen, konformistisch und gehorsam, intolerant, engstirnig und rigide, u. U. latent feindselig. Auch zwanzig Jahre nach Kriegsende und ca. dreißig Jahre nach der freiwilligen Meldung oder der Rekrutierung dieser Männer existierten typische Einstellungen, die auf relativ überdauernde Dispositionen schließen lassen. Diese Merkmale der autoritären Persönlichkeit wurden hier nur auf der Ebene der Einstellungen erfasst und müssen im Kontext des Gehorsamkeitsverhaltens diskutiert werden: Unter welchen situativen Bedingungen und Gehorsamkeitsanforderungen werden individuelle Unterschiede der Autoritarismus-Disposition so geweckt, dass aus Konformismus und latenter Feindseligkeit manifeste Gewalttätigkeit wird? Die politische Realität des Nationalsozialismus hat diese Eskalation systematisch herbeigeführt (siehe Steiner 1976, 1980, 2000).

Andere Arbeiten Steiners galten der „Fragmentierung des Gewissens“, d. h. der Spaltung der Wertmaßstäbe zwischen der brutalen Gewalt und dem friedlichen Familienleben, wie es von mehreren der herausragenden Täter berichtet wurde, und den beeindruckenden Beispielen eines ideologischen Umbruchs von rechtsextremer zu linksextremer Haltung. Ihn bewegte die existenziell schwierige Tatsache, dass Überlebende in den Konzentrationslagern auf fatale Weise in Einzelheiten des Geschehens verstrickt waren, und manchmal nur überleben konnten, wenn andere starben.

Steiner trug bedeutsame Ergebnisse und Einsichten bei zum Verständnis der nationalsozialistischen Weltanschauung und zur sozialpsychologischen Analyse

von autoritärer Persönlichkeit, situativen Bedingungen und Manifestation destruktiver Gewalt. Im Sinne seiner Aufklärung über die Bedingungen und auslösenden Situationen autoritären und destruktiven Verhaltens hielt Steiner zahlreiche Vorträge und stellte sich Interviews im Fernsehen und Rundfunk, schrieb in Zeitungen und sprach als Zeitzeuge in Schulen. Er gründete das Holocaust Center, Sonoma State University, Calif., USA.

Steiner wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Veröffentlichungen (Auswahl)

- *Group Counseling im Erwachsenenvollzug.* In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform.* Band 49, 1966, S. 160–172.
- *Totalitarian Institutions and German Bureaucracy.* In: *Excerpta Criminologica.* Vol. 8, 1968, S. 295–304.
- *Bureaucracy, Totalitarianism, and Political Crime.* In: *Essays in Honor of Armand Mergen.* Kriminalistik-Verlag, Hamburg 1969, S. 31–53.
- mit Jochen Fahrenberg: *Die Ausprägung autoritärer Einstellung bei ehemaligen Angehörigen der SS und der Wehrmacht: Eine empirische Studie.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Band 22, 1970, S. 551–566.
- *Power Politics and Social Change in National Socialist Germany. A Process of Escalation into Mass Destruction.* Mouton, The Hague, Netherlands 1975, ISBN 90-279-7651-1.
- mit Stuart C. Hadden und Len Herkomer: *Price Tag Switching.* In: L. G. Toornvliet (Hrsg.): *Criminology between the Rule of Law and the Outlaws.* Kluwer, Deventer, The Netherlands 1976, S. 173–185.
- *Power, Ideology, and Crime.* In: St. Schafer (Hrsg.): *Readings in Contemporary Criminology.* Reston Publishing C., Reston, Virginia 1976, S. 90–100.
- mit Günter Bierbrauer (übersetzt und herausgegeben): *Das Stanford-Gefängnisexperiment. Eine Simulationsstudie über die Sozialpsychologie der Haft.* 3. Auflage. Santiago Verlag, Goch 2010, ISBN 978-3-9806468-1-9. (inkl. DVD) (Nachdr. d. Ausg. Goch 1983)
- *The SS yesterday and today: A Sociopsychological View.* In: Joel E. Dimsdale (Hrsg.): *Survivors, Victims, and Perpetrators: Essays on the Nazi Holocaust.* Hemisphere Publishing Corporation, New York 1980, ISBN 0-89116-145-7, S. 405–456.
- *Über das Glaubensbekenntnis der SS.* In: K. D. Bracher, M. Funke, H.-A. Jacobsen (Hrsg.): *Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945. Eine Bilanz.* Droste Verlag, Düsseldorf 1983, S. 206–223.
- *Reflections on Experiences in Nazi Death Camps. Slave Laborer at the Blechhammer (Ehrenforst) Synfuel Plant.* In: Siegwald Ganglmair (Hrsg.): *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes.* Jahrbuch 1996, S. 57–78.
- mit Jobst Freiherr von Cornberg: *Willkür in der Willkür: Hitler und die Befreiungen von den antisemitischen Nürnberger Gesetzen.* In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte.* Heft 2, 1998, S. 143–187.

- mit Jochen Fahrenberg: *Autoritäre Einstellung und Statusmerkmale von ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und SS und der Wehrmacht. Eine erweiterte Reanalyse der 1970 publizierten Untersuchung.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Band 52, 2000, S. 329–348.
- *The Role Margin as the Site for Moral and Social Intelligence: The Case of Germany and National Socialism.* In: *Crime, Law & Social Change.* Vol. 34, 2000, S. 61–75.
- „Er war ja nicht so ...“: *Adolf Hitler entlässt persönlich am 25. Januar 1942 Amalia Hoisl, Häftling Nr. 2054, aus dem Ravensbrücker Außenlager Comthurey.* Interview mit Amalia Hoisl im Sommer 1997, 1998 und 1999 in Klagenfurt und Guttaring, Kärnten. In: S. Ganglmaier (Hrsg.): *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes.* Wien, Jahrbuch 2000, S. 45–86.
- Jochen Fahrenberg, John M. Steiner: *Adorno und die autoritäre Persönlichkeit.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Band 56, 2004, S. 127–152.
- *Begegnungen und Erkenntnisse eines Auschwitz-Überlebenden.* In: Manfred Mayer, Förderverein Erinnerungstätte für die Freiheitsbewegungen in der Deutschen Geschichte (Hrsg.): *... und wir hörten auf, Mensch zu sein: Der Weg nach Auschwitz, mit 170 bisher meist unveröffentlichten Bilddokumenten aus der Sammlung Wolfgang Haney, im Auftrag des Bundesarchivs.* Schöningh, Paderborn 2005, S. 88–91, ISBN 978-3-506-72886-9.

Literatur

- Interview von Wolf Schneider und Roland Rottenfußler mit J. M. Steiner: *Was macht aus uns gute Menschen?* In: *connection.* 2001, Heft 6, S. 38–42.

Weblinks

- Literatur von und über John Michael Steiner im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek
- John M. Steiners Website [inzwischen von der Universität gelöscht]
- Interviews mit drei Auschwitztätern (Josef Erber, Josef Klehr, Gottlieb Muzikant) am 12. Juli 1977 in der Haftanstalt Schwalmstadt, Hessen, durchgeführt von John M. Steiner und Günter Bierbrauer. Interviews mit Auschwitz-Tätern 1977 (ZIP; 1,2 MB) http://www.home.uni-osnabrueck.de/gbierbra/Auschwitz-Interviews_Steiner-Bierbrauer.zip
- John M. Steiner, Jochen Fahrenberg: Forschungsdaten zur Studie: Autoritäre Einstellungen und Statusmerkmale von ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS und SS und der Wehrmacht. [Files auf CD-ROM]. Trier: Psychologisches Datenarchiv PsychData des Leibniz-Zentrums für Psychologische Information und Dokumentation ZPID. doi:10.5160/psych-data.srjn66ei02
- *John Michael STEINER Ph.D. (1925–2014).* Nachruf in: *The Press Democrat.* 8. und 9. Juni 2014.

Unter der Internet-Adresse der Shoah Foundation sind in *Visual History Archive Online* Familienfotos von Steiner zugänglich. <https://vhaonline.usc.edu/viewingPage?testimonyID=23384&segmentNumber=166&returnIndex=1>